1933,88

Luther als Katechet.

Vortrag

gehalten in der oberhessischen Pastoralconferenz

am 14. August 1883

von

Johannes Gottschick
Doctor u. ord. Professor der Theologie.

Gießen,
J. Ricker'sche Buchhandlung.
1883.

Bibliothek d. Ev. theol. Seminars
Herborn/Dillkrs.

170/1957

Vorwort.

Diesen ohne Absicht der Veröffentlichung geschriebenen Vortrag dem Druck zu übergeben bin ich durch den seitens der Conferenz, auf welcher er gehalten ist, ausgesprochenen Wunsch bestimmt worden. Hierin liegt auch der Grund, aus dem der Vortrag ganz so erscheint, wie er gehalten worden ist.

Gießen, im October 1883.

J. Gottschick.

Luther's kleiner Katechismus, dies schlichte, wenige Blätter füllende Büchlein, hat einen vollgültigen Anspruch darauf, in erster Linie mitgenannt zu werden, wenn wir uns die Fülle unschätzbarer Gaben vergegenwärtigen, für welche unsere evangelische Kirche und unser deutsches Volk Gott dem Herrn in diesem Manne zu danken hat.

Der befreiende Einfluß auf die weiteren Gebiete des menschlichen Geisteslebens, den die Reformation in so hohem Maße geübt hat, daß sie gradezu als die Quelle der Güter zu bezeichnen ist, die Vielen heutzutage als die höchsten erscheinen, dieser befreiende Einfluß ist doch nur die Folge der positiven religiösen Erkenntnis, die sie uns vermittelt hat. Nur aus der völligen Unterordnung unter die Auctorität der freien Gnade Gottes in Christo erwuchs die Freiheit des Christenmenschen, die nun menschliche Gesetze nicht mehr fesseln konnten, und die nun auch die Heiligkeit der Familie, den Adel des bürgerlichen Berufes, die Selbständigkeit des Staates, die Unabhängigkeit der Forschung, die Freiheit des Gewissens begründete. Daß aber die positive Heilserkenntnis der Reformation das bewußte Eigenthum einer Kirche Christi, einer Gemeinde der Gläubigen wurde, daß sie nicht ein Vorrecht der Theologen blieb, dazu hat vor allem neben der deutschen Bibel und neben dem Kirchenlied der kleine Katechismus geholfen. Als ein echtes Volksbuch hat er das Verständnis für das Evangelium in den Kreisen des gemeinen

Mannes gepflanzt und ist so ein reicher Ersatz geworden für manchen Mangel in der äußern Gestalt der evangelischen, speciell der lutherischen Kirche.

Und diese seine Bedeutung gehört nicht der geschichtlichen Vergangenheit an. Mit vollem Recht ist die Ueberzeugung eine fast allgemeine, daß auch heute noch eine bessere Grundlage des Unterrichts in der christlichen Heilswahrheit nicht nur nicht vorhanden, sondern auch kaum denkbar sei, als L.'s kl. Katechismus. Es ist in aller Munde, was L. v. Ranke von ihm rühmt, daß er ebenso kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, so einfach wie erhaben sei. Ja, es hat ihm auch an dem besten Lobe nicht gefehlt, das einem Buch zu Theil werden kann: an gründlichen Bemühungen um die Erkenntnis seiner Geschichte und um die Gesetze seiner Auslegung, welche er selbst dictirt, wenn man ihn, die reife Frucht der ganzen katechetischen Thätigkeit Luthers, im Zusammenhang mit dieser auffaßt. Es ist ein großes Verdienst vor allem Gerhard's v. Zezschwitz, daß er bestrebt gewesen ist, durch die eingehendste historische Forschung den Bann der traditionellen Auslegung zu brechen, die sich vielfach als die Einlegung eines dogmatischen Systems characterisirt und darum den eigenartigen Organismus des Katechismus zerstört und seine aus seiner Eigenart fließende Wirkungskraft unterbindet. Dies Verdienst kann man in vollem Umfang würdigen, auch wenn man nicht im Stande ist, sich die positive Auffassung von Zezschwitz anzueignen. Er hat eben dadurch, daß er mit seinen geistreichen Constructionen das Nachdenken weckt und nicht selten zum Widerspruch reizt, die Aufmerksamkeit auf die Aufgabe gerichtet, den von Luther hinterlassenen Schatz grade dadurch für die Gegenwart fruchtbar zu machen, daß man ihn in seinem ursprünglichen Sinn erfaßt.

Gestatten Sie es mir, der Aufgabe, die mir gestellt ist, Luther als Katecheten und als Schöpfer des kleinen Katechismus zu feiern, mich so zu entledigen, daß ich es versuche, aus der Geschichte seiner Genesis seine Absicht und sein Wesen zu beleuchten und so seinen Werth in's Licht zu stellen, und tragen Sie es mit freundlicher Nachsicht, daß ich bei solcher Begrenzung meiner Aufgabe gar manches, was zum Lobe des Katechismus sich sagen läßt, nicht berühre, um nicht Ihre Geduld zu lange in Anspruch zu nehmen.

Es lag im innersten Wesen der Reformation begründet, daß unter den praktischen Aufgaben, die bei der Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse sich aufdrängten, als eine der nächsten und wichtigsten die katechetische Aufgabe hervortrat. Bei der vollen Persönlichkeit, welche dem evangelischen Christenthum nicht nur unbeschadet, sondern grade wegen seiner Kirchlichkeit eigen sein muß, galt es, dem nachwachsenden Geschlecht die christliche Heilserkenntnis zu der Klarheit des Bewußtseins zu bringen, ohne welche persönliches d. h. selbständiges und selbstverantwortliches Christenthum, ohne welche das geistliche Priesterthum nicht möglich ist. Konnte die katholische Kirche sich mit der fides implicita, dem Gehorsam gegen die formelle Auctorität der Kirche begnügen, die evangelische Kirche mußte das Ihre thun, um ihre Glieder zur fides explicita, zu dem seines Inhaltes und seines Rechtes vollbewußten Glauben zu erziehen. Und um so mehr drängte sich ihr dies als Pflicht auf, als mit dem Wegfall der bisherigen Schranken die innere Verwahrlosung grell zu Tage trat, welche durch die Versäumnisse der mit ihrer äußeren Herrschaft zufriedenen Kirche eingewurzelt war. Die Visitation ließ es deutlich erkennen, daß der fromme Wunsch, Gemeinden solcher zu sammeln, die mit Ernst Christen sein wollen, der Wirklichkeit der Volkskirche gegenüber nicht

durchführbar war. Da hieß es, nach Kräften gut machen an den Erwachsenen, was noch gut zu machen war, und für die Zukunft bessere Sorge zu tragen.

Mandatus est catechismus suis auctoribus schreibt Luther schon 1525 an Hausmann. Ob und wie diese auctores, Jonas und Agricola, ihren Auftrag erfüllt haben, wissen wir nicht. Im folgenden Jahre 1526 spricht Luther wieder die Forderung aus: aufs erste ist im deutschen Gottesdienst ein grober schlechter einfältiger Katechismus von Nöthen. Gemeint ist damit ein Buch, das als eine kurze Summa der h. Schrift, als eine Laienbibel, in sich begreift, was einem jeden Christen zur Seligkeit zu wissen nöthig ist. Abgesehen davon, daß in den Predigten der Katechismus getrieben werden soll, sollen die Hausväter ihn mit ihren Kindern und dem Hausgesinde üben, und zwar nicht nur so, daß sie die Worte auswendig lernen lassen, sondern, daß sie von Stück zu Stück fragen und antworten lassen, was ein jegliches bedeute und wie sie es verstehen. 1529 erscheint dann Luthers großer Katechismus, noch nicht selbst in der Form von Frage und Antwort, sondern eine Fundgrube der Erklärung für die Pfarrer und Hausväter, die das Verständnis des Gelernten und die Bekundung desselben in der Antwort ermöglichen sollte. Noch in demselben Jahre tritt endlich der kleine Katechismus selbst an's Licht, in der Form von Frage und Antwort, die beide Wort für Wort gelernt werden sollen, damit auf solcher Grundlage nach dem großen Katechismus der reichere und weitere Verstand gelehrt und die einzelnen Stücke ausgestrichen werden können. Erneute Erfahrung und eigene Eindrücke von der Unwissenheit des Volkes und der Untüchtigkeit der Pfarrer hatten Luther zu seiner Ausarbeitung bestimmt. „Diesen Katechismus oder „christliche Lehre in solche kleine schlechte einfältige Form zu

„ſtellen, hat mich gedrungen die klägliche elende Noth, ſo ich „neulich erfahren habe, da ich auch ein Viſitator war.“

Anſcheinend raſch und im Drang des Augenblicks entſtanden, ſind der große wie der kleine Katechismus dennoch eine reife Frucht langjähriger, gradezu katechetiſcher Arbeit. In dem Stoff des grundlegenden Unterrichts ſchließt ſich Luther an die Tradition an: „Dieſen Unterricht oder Unterweiſung“, heißt es über den Katechismus in der deutſchen Meſſe, „weiß ich nicht beſſer zu ſtellen, denn ſie bereits ge„ſtellt iſt von Anfang der Chriſtenheit, nämlich die drei Stück, „die 10 Gebote, den Glauben und das Vater Unſer. In „dieſen 3 Stücken ſtehet es ſchlecht und auch faſt alles, was „einem Chriſten zu wiſſen noth iſt.“

Seit die Kirche nun Volkskirche und die Kindertaufe allgemeines Geſetz geworden, hatte ein eigentlicher Taufunterricht ſeitens der Kirche allmälig aufgehört. Den Pathen und den Eltern war die Einprägung der altkirchlichen Katechumenenlehrſtücke des Glaubens und des Vaterunſers zur Pflicht gemacht. Die kirchlichen Organe hatten den Unterricht der Jugend im Chriſtenthum erſt an einer anderen Stelle aufgenommen — bei der Handlung der Beichte.

Zu den Stücken, deren Einprägung durch das Haus vorausgeſetzt wurde, kam hier außer der Lehre von den 7 Sacramenten beſonders eine reichhaltige ethiſche Unterweiſung, die zum Sündenſpiegel bei der Beichte und dann zur Normirung des chriſtlichen Lebens dienen ſollte. Hatte die alte Kirche den Dekalog als ein moſaiſches Geſetz als für die Chriſten unbrauchbar betrachtet — Luthers gegentheilige Meinung iſt ein geſchichtlicher Irrthum — ſo kam er ſeit der 2. Hälfte des Mittelalters wieder zu Ehren und auf ſeine Auslegung wurde in den zahlreichen Seelenſpiegeln oder Beichtbüchlein viel Mühe verwandt. Neben ihm aber ſtanden eine

Fülle von ethiſchen Anweiſungen, die ſich bis heute in den römiſchen Katechismen erhalten haben. Da werden als gleichwerthig mit den göttlichen Geboten des Dekalogs und dem neuteſtamentlichen Doppelgebot der Liebe aufgeführt 5 Gebote der Kirche, 7 Tod- oder Hauptſünden, 6 Sünden wider den heiligen Geiſt, 4 rufende oder gen Himmel ſchreiende Sünden, 9 fremde Sünden, 3 gute Werke nach Matth. 6: Beten, Faſten, Allmoſengeben, 7 leibliche Werke der Barmherzigkeit und ihnen entſprechend 7 geiſtliche Erweiſungen der gleichen Tugend, 7 Gaben des heiligen Geiſtes, 8 Seligpreiſungen, 3 evangeliſche Ratſchläge u. a. mehr. Sogar die 5 Sinne wurden als Gedächtnishülfe für die Selbſtprüfung benutzt. Außer jenen Hülfen zur Beichte befaſſen dieſe Seelenſpiegel auch wohl den Glauben, d. h. das apoſtoliſche Symbol und das Vaterunſer nebſt anderen Gebeten, wie das Ave Maria, Gebeten für beſondere Lagen und Anweiſungen zum Beten, endlich die 7 Sacramente, ſo daß ſie als Katechismen bezeichnet werden können, obgleich dieſer Name für dieſelben nicht vorkommt. Einer der ſchönſten und beſten, der von Janſſen überſchwänglich geprieſene Chriſtenſpiegel von Dederich Kölde giebt im Titel an, daß in ihm alles beſchloſſen ſei, was nöthig zu der Seelen Heil und Seligkeit. Derſelbe zerfällt in 3 Teile, was man zu glauben ſchuldig iſt, wie man leben ſoll nach dem heiligen Glauben, wie man mit dem heiligen Glauben recht und ſelig ſterben ſoll. Ausgelegt ſind in ihm aber nur die auf die Beichte bezüglichen Verbote der Sündenclaſſen und der Dekalog. Auch eine Lehre fehlt nicht, wie man Maria einen Mantel machen ſolle, daß ſie uns bedecke in der Stunde des Todes. Dagegen enthält der Abſchnitt über den Glauben gar keinen Verſuch, das Object des Glaubens verſtändlich zu machen. Als ſolche Objecte werden einfach hingeſtellt die 12 Artikel d. i. das

Symbol, was in der h. Schrift zu glauben verkündigt wird und alles was uns die h. Kirche zu glauben gebietet. Und unter der letzteren Rubrik werden dann eine Reihe von Lehren einfach auctoritär hingestellt, die zum Teil eine Wiederholung des Symbols sind. Gäbe man selbst zu, was Janssen als selbstverständlich voraussetzt, daß der Klerus oder das Haus nach der Anleitung solcher Seelenspiegel Unterricht der Jugend und des gemeinen Mannes überall getrieben, während durch von Janssen unterdrückte Zeugnisse das Gegentheil für weite Gebiete feststeht, so liefern doch diese gerühmten Seelenspiegel selbst den Beweis, wie kümmerlich und wie verkehrt die Unterweisung in den Hauptsachen gewesen ist.

Auf eine bessere Unterweisung des einfältigen Laien in der durch diese Beichtbücher gewiesenen Art war nun Luther schon längst bedacht gewesen. Schon vor 1517 hatte er über das Vater Unser und über den Dekalog gepredigt, in beiden Fällen sich der herkömmlichen Art entgegensetzend, und diese Predigten waren 1517 und 1518 im Druck erschienen. Die Selbstprüfung bei der Beichte nach den vielen Rubriken von Sünden und Tugenden erklärt er für eine Verwirrung und Zerstreuung des Geistes, und zeigt, wie sie alle auf den recht verstandenen Dekalog sich reduciren lassen; ebenso setzt er das mit rechtem Sinn gebetete Gebet des Herrn den im Schwange gehenden Gebetsformularen entgegen. 1518 hatte er auf Grund jener Predigten eine Unterweisung zur Abkürzung der Beichte der Sünden nach dem Dekalog erscheinen lassen. Aus dem Jahre 1519 haben wir die briefliche Notiz, daß er allabendlich mit Kindern und Laien belehrend die Hauptstücke, d. i. den Dekalog, Glaube und Vater Unser durchgegangen. 1520 stellte er den Betbüchlein mit ihrem Jammer von Beichten und Sünden-

erzählen und ihrer unchristlichen Narrheit in den Gebetlein zu Gott und seinen Heiligen unter dem Titel „kurze Form der zehen Gebote, des Glaubens und des Vater Unsers“ eine eingehende Auslegung dieser 3 Stücke als einen Spiegel die Sünde zu erkennen und zu beten entgegen, eine Schrift, die von 1522 an unter dem Titel Betbüchlein vielfach aufgelegt ist. So war denn Luther nicht nur durch sein originales Verständnis des Evangeliums und durch seine Kenntnis der Bedürfnisse des gemeinen Mannes, durch seine wunderbare Gabe, den für die Einfältigen jeden Alters richtigen, an's Herz greifenden Ton zu treffen, er war auch durch eine Reihe von Vorarbeiten eigentlich katechetischer Art dazu berufen, dem Bedürfnis nach einem Katechismus, wie sich dies bei der Visitation aufdrängte, abzuhelfen.

Und er hat diese Aufgabe in der idealsten Weise erfüllt, mag man nun auf den Inhalt oder auf die Form sehen.

Was die letztere anbetrifft, so kann man ja fast jeden Satz als ein Zeugnis herausgreifen, wie kindlich und volksthümlich, und doch edel und rein die Sprache ist, in der er zum Volk zu reden versteht. Weiter hat es etwas Rührendes zu sehen, wenn man die Reihe seiner katechetischen Arbeiten verfolgt, wie er, dem die tiefsten Gedanken in Fülle zuströmen, sich immer wieder unterbricht und sagt, das ist für die Einfältigen zu scharf und hoch, wie er, um zu dem Bedürfnis der letzteren sich herabzulassen, die Sprachweise der Mystik, in die er zuerst die reformatorischen Gedanken gekleidet, immer mehr verläßt und nicht ruht, bis er den schlichtesten Ausdruck gefunden. Auch das ist ihm nicht zu gering, daß er nach Mitteln sucht, die Fülle der Gedanken so zu ordnen, daß sie leicht behalten werden können. Ich erinnere nur an die Art wie er die 10 Gebote dadurch als ein Ganzes verstehen zu lehren

ſich bemüht, daß er darauf hinweiſt, wie das I., II., III. auf Herz, Wort und Werk gehen, und umgekehrt das V., VI., VII. auf das Werk, das VIII. auf das Wort, das IX. und X. auf das Herz, daß er die Correſpondenz hervorhebt, die zwiſchen dem I. Gebot und dem I. Artikel, dem II. Gebot und der I. Bitte beſteht.

Der höchſte Ruhm unſeres Katechismus iſt doch ſein Inhalt. Wie hat Luther es auch hier verſtanden, als ein echter Reformator zu wirken, in möglichſt treuem Anſchluß an die geſchichtliche Ueberlieferung, unter Bewahrung der kirchlichen Continuität, ohne alle Polemik doch die Fülle der neuen Heilserkenntnis in ganzer Klarheit und Beſtimmtheit in ſeinem Katechismus niederzulegen. Dieſer geſchichtlich-kirchliche Sinn zeigt ſich ſchon in der Wahl des Unterrichtsſtoffes. Ein Auszug aus der heil. Schrift ſollte der Katechismus ſein. Das hat Luther nicht dazu geführt, mit Ueberſpringung der geſchichtlichen Entwicklung einen Neubau auf Grund der Schrift zu verſuchen, ſondern er hat aus der Tradition diejenigen Lehrſtücke behalten, welche aus der Schrift unmittelbar oder mittelbar ſtammend vor den zahlreichen Paraſiterſcheinungen, die das Mittelalter hinzugefügt hatte, den Vorzug verdienten, und für Luther ein Beweis waren, daß auch unter dem Pabſtthum trotz allem noch Chriſten exiſtirt hatten. Dieſe Stoffwahl iſt ein Beweis ſeines ökumeniſchen Sinnes. Oekumeniſch freilich nicht in dem Sinn, wie jetzt das Wort wohl gebraucht wird, als ob ihm jene Stücke den gemeinſamen Beſitz bezeichneten, der die durch andern Beſitz getrennten Kirchen vereinigt, ſondern ſie ſind ihm ein Ausdruck dafür, daß grade das Evangelium, grade die Erkenntnis der Heilswahrheit, an der ihm alles hängt und die vom Pabſtthum bekämpft wird, in der Kirche von jeher dennoch lebendig geweſen iſt.

Die 5 oder, wenn man das spätere Lehrstück von der Beichte mit hinzuzählt 6 Hauptstücke, zerfallen Luther in 2 Gruppen. Die drei ersten bilden eine Einheit, indem sie den eigentlichen Inhalt der Schrift, das Wort Gottes selbst, das geglaubt sein will und an dem die Seligkeit hängt, ausdrücken, das Wort von der Vergebung der Sünden durch Christus, welches der Gegenstand des Heilsglaubens ist. Ebenso gehören die drei letzten Stücke, die ein Christ auch wissen muß, wie Luther einfach sagt, deshalb zusammen, weil sie die kirchlichen Handlungen zum Gegenstand haben, die Christus selbst eingesetzt hat, damit das Wort von der Vergebung der Sünden in ihnen als in verbis visibilibus dem Einzelnen näher trete und ihm die allgemeine Gnadenverheißung durch sie versiegelt werde, die Sacramente. Es sind die beiden Merkmale des evangelischen Kirchenbegriffs, welche den beiden Gruppen der Katechismushauptstücke zu Grunde liegen, doctrina evangelii und administratio sacramentorum.

So hat Luther, die Formen der geschichtlichen Vergangenheit bewahrend, sie zu Gefäßen für die klare reformatorische Heilserkenntnis gemacht. Mag der geschichtliche Sinn, den die kirchliche Vorzeit jenen Stücken beigelegt hat, auch ein anderer sein, als der von Luther hineingelegte, wie er es denn thatsächlich ist, Luthers kirchlicher Sinn bewährt sich grade in der religiösen Beurtheilung der Geschichte der Kirche, nach welcher er gewiß ist, nicht etwas Neues zu sagen, sondern das, was die Kirche aller Zeiten hat sagen wollen.

Zezschwitz hat nun freilich noch mehr von Luthers Katechismus in Hinsicht auf sein Verhältnis zur Vergangenheit der Kirche zu rühmen. Er weist darauf hin, daß Luther, ohne es zu wissen, aus den verschiedenen Perioden der Kirche dasjenige bewahrt habe, was in denselben jedesmal der Mittelpunkt der kirchlichen Erziehung gewesen sei, den Glauben aus

der Periode der missionirenden, das Gebet des Herrn aus der cultisch-social-pädagogischen, den Dekalog aus der Periode der individuell-pädeutischen Kirche, und daß er dies Erbe der Vergangenheit, jedes Stück in dem Sinne der betreffenden Periode erfaßt, der Grundidee der Reformation, der Rechtfertigung des Sünders allein aus Glauben dienstbar gemacht habe. Grade in ihrer Unbewußtheit characterisire sich die Herstellung des Katechismus als eine Schöpferthat, indem sie das erfülle, worauf die Geschichte in dunklem Bedürfnis hingedrängt habe. An solchen romantischen Geschichtsconstructionen hat nun nicht jeder die gleiche Freude. Sie verdecken nur zu leicht die wirkliche geschichtliche Wahrheit. Fragen wir lieber, wie Luther thatsächlich und absichtlich die ererbten Bestandtheile des Katechismus ausgelegt hat.

Das Centrum der ersten Hälfte des Katechismus ist der Glaube. Luther hat ihn an der Hand des apostolischen Symbols entwickelt, das er für allgemein kirchlich hielt, während es thatsächlich, obwohl es bis in's 2. Jahrhundert in seinen Hauptbestandtheilen hinaufreicht, in seiner gegenwärtigen Gestalt erst auf der Grenzscheide des 5. und 6. Jahrhunderts begegnet und erst seit dem 9. oder 10. Jahrhundert das Taufbekenntnis der römischen Kirche ist. Zezschwitz hat Luthers Benutzung dieses Symbols damit gerechtfertigt, daß für die Anfangsstufe des Christenlebens auch das Bekenntnis der Anfangsstufe der christlichen Kirche im Unterschied von den Lehrbekenntnissen der geeignete Unterrichtsstoff sei und er hat den eigenthümlichen Werth desselben darin gesehen, daß in ihm nur die Heilsthatsachen ohne ihre theologische Deutung zusammengestellt seien. Beide Argumente kommen in der mittelalterlichen Theologie vor. Für den evangelischen Standpunkt sind sie das Gegentheil des Zutreffenden. Der evangelische Unterricht kann nicht darauf verzichten, das

evangelische Glaubensverständnis auch auf der niedrigsten Stufe des Unterrichts einzuprägen — ist doch dasselbe nicht ein Quantum, das zu einem vorher fertigen Quantum hinzukäme, ohne dasselbe zu verändern, sondern ein eigenartiges, in sich geschlossenes Quale, ein alle Gegenstände des christlichen Glaubens in sich befassendes Ganzes, das ebenso gut in einfacher Form dem schlichten Laien begreiflich gemacht, als in wissenschaftlicher Explication theologisch nach allen seinen Beziehungen verdeutlicht werden kann. Und Thatsachen, abgesehen von ihrem erkannten Heilswerth, können nicht Object des evangelischen Glaubens sein, der seiner Art nach Vertrauen auf die Heil spendende göttliche Gnade ist. Luther selbst aber ist von der Meinung von Zezschwitz sehr weit entfernt gewesen. Schon in der kurzen Form beginnt er die Auslegung des II. Hauptstücks mit einer herrlichen Erörterung des Wesens des Glaubens, die ebenso seinen evangelischen Charakter als Vertrauen zu dem, was absoluten Vertrauens werth ist, darlegt, als es ausschließt, daß Thatsachen als solche, abgesehen von ihrem Werthe für uns, Gegenstand des Glaubens sein könnten. „Hier ist zu merken, daß zweierlei Weis geglaubt „wird: zum ersten von Gott, das ist, wenn ich glaub, daß „wahr sei, was man von Gott sagt. Dieser Glaub ist mehr „eine Wissenschaft oder Merkung, dann ein Glaub; zum „andern wird in Gott geglaubt, das ist, wenn ich setze mein „Träu in ihn, begeb und erwäge mich mit ihm zu handeln „und glaub' ohn allen Zweifel, er werd' mir also sein und „thun, wie man von ihm sagt. Solcher Glaube, der es wagt „auf Gott, es sei im Leben oder Sterben, der macht allein „einen Christenmenschen." — Und daß dies auf alle die im Symbolum aufgeführten Thatsachen bezogen wird, das beweist der Schluß dieses Passus: „darum wird die Gottheit Jesu „Christi und des heiligen Geistes damit bekannt, daß wir in

„Ihn, gleichwie in den Vater glauben. Und wie es ein gleich „Glaub ist in alle drei Personen, so sind die drei Personen „auch ein Gott.“ Das sind Worte von gewaltiger Tragweite; denn sie schließen vom Katechismusunterricht alle Lehrsätze aus, welche die Theologie — ob mit Recht, ist hier nicht zu fragen — über Dinge aufgestellt hat, die außerhalb der Sphäre der christlichen Glaubenserfahrung liegen, sie fordern, daß, was als Glaubensgegenstand hingestellt wird, in der Beziehung auf uns und in seinen Heilswerth für uns aufgefaßt werde. Gottes Gnadenwille, uns die Sünde zu vergeben, uns Kindschaft und ewiges Leben zu schenken, ist nach ihnen der Gegenstand des christlichen Glaubens; eine bloße fides historica, ein Fürwahrhalten von Thatsachen als solchen kommt in seinem Bereich nicht vor, denn die Geschichtsthatsachen, die in der Person Christi zur Einheit zusammengefaßt sind, haben nicht als solche, sondern als Mittel der Verwirklichung des göttlichen Gnadenwillens, also in der Zweckbeziehung auf die Güter, welche uns derselbe gewährt, die Bedeutung Gegenstand des Glaubens zu sein. „Auf den Artikel von der Vergebung der Sünden, sagt Melanthon, müssen die übrigen Artikel von der Geschichte Christi bezogen werden, denn diese Wohlthat ist der Zweck der Geschichte.“ Christum erkennen heißt ihm seine „Wohlthaten verstehen.“

Und diese grundlegende reformatorische Fassung des Glaubens klingt wieder in der Auslegung des I. Gebotes im großen Katechismus, wo es ausdrücklich heißt, „die zwei gehören zu Haufe, Glaube und Gott“, d. h. sie sind Correlatbegriffe, die sich gegenseitig ihren Inhalt bestimmen, sie ist niedergelegt in der Erklärung des I. Gebotes des kleinen Katechismus „Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen“, sie durchzieht die Erklärung des ganzen II. Haupt-

ſtücks, wo die innigſte Einheit und Aufeinanderbeziehung von Subject und Object des Glaubens ſich ausdrückt, in dem „ich glaube, daß mich“ des I. und III. Artikels und in dem „ich glaube, daß Jeſus Chriſtus ſei mein Herr“ des II. Artikels, das der große Katechismus gradezu als die Summa des ganzen Artikels bezeichnet. Sie iſt der Rahmen für die drei letzten Lehrſtücke, wo ſich alles bewegt zwiſchen dem Verheißungswort auf der einen und dem Vertrauen auf daſſelbe, dem Glauben an das „für euch“ auf der andern Seite. Und noch in einer Torgauer Predigt vom Jahre 1533 heißt es ausdrücklich vom Symbol: „Und ob„wohl dieſe Wort, daran ſich der Glaube halten muß, für uns „geboren, gelitten u. ſ. w. nicht ausgedrückt daſtehen, ſo „muß man's doch aus andern herausnehmen und durch alle „dieſe Stück zieh'n.“ —

Dieſer Glaubensbegriff iſt das tiefſte Motiv, das Luther dazu führt, die katholiſche Eintheilung des Symbols in 12 Artikel wegzuwerfen und, zu der urſprünglichen Dreiheit der Taufformel zurückkehrend, die Zuſätze zu derſelben nicht als gleichwerthige ſelbſtändige Momente, ſondern als Explicationen der drei Grundfactoren des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geiſtes aufzufaſſen. Wo für den Katholiken ein Geſetz von ſo und ſo viel Glaubensartikeln daſteht, das mit dem Verſtande für wahrgehalten wird, da iſt für den evangeliſchen Chriſten das eine Weſen oder der eine Gnadenwille Gottes da, der in Chriſtus erſchienen iſt und im Wort der Kirche als dem Träger des heiligen Geiſtes ſich uns wirkſam darbietet, ſo daß er ſelbſt den Heilsglauben erzeugt, deſſen einheitlicher Gegenſtand er iſt.

Es iſt ſehr lehrreich zu ſehen, wie dieſe evangeliſche Deutung des Symbolums ſich Schritt für Schritt immer vollkommneren Ausdruck verſchafft. Nicht als ein Geſetz

von nebeneinander ſtehenden Thatſachen, die für wahr gehalten werden wollen, ſondern als Objecte des Heilsglaubens, Größen, die den abſoluten Heilswerth für uns ausdrücken und darum angeeignet werden nur in der Gegenbewegung des perſönlichen Herzensvertrauens, welches dieſen Werth fühlt und mit dem Willen für ſich bejaht, hat Luther ſchon in der kurzen Form die Summe der Artikel des Symbolums ausgelegt. Aber beim zweiten und dritten Artikel tritt es hier in der Form noch nicht deutlich heraus, was in dieſer Beziehung auf das Vertrauen bereits liegt, daß die Mehrheit der Objecte deſſelben eine innere Einheit iſt, ſondern die im Symbolum gegebene Mehrheit der unter jedem der Artikel befaßten Objecte bleibt als ſolche ſtehen. Nachdem die Einheit vorangeſtellt iſt „ich glaub, daß in den Vater glauben „und zu dem Vater niemand kommen mag . . denn allein „in und durch Jeſum Chriſtum, ſeinen einen Sohn, das iſt „durch Glauben in ſeinen Namen und Herrſchaft“ explicirt Luther den Werth der einzelnen Stücke Stück für Stück: „durch die Empfängnis aus dem Geiſt iſt meine ſünd„liche Empfängnis gereinigt und geiſtlich gemacht, durch „ſeine Geburt meine ſündliche Geburt gebenedeiet, unſchäd„lich und rein geworden, durch ſein Leiden und Kreuz „alles Leiden und Kreuz heilſam gemacht, durch ſeinen „Tod und Begräbnis die Sünde ſeiner Gläubigen ge„tödtet und begraben und zugleich der leibliche Tod er„würgt und nützlich gemacht. Zu der Hölle iſt Chriſtus „niedergeſtiegen, um mir zu Gut den Teufel zu be„ſiegen, ſo daß er mir hinfort nicht ſchaden kann, auferſtanden iſt er, um die Gläubigen zu erwecken, daß ſie „hinfort nimmer ſündigen, ſondern ihm allein dienen in „allerlei Gnaden und Tugenden, aufgeſtiegen zum Himmel iſt „er, ein König und Herr über alle Gottesgüter im Himmel,

„Höll und Erden, derhalben er helfen kann mir und „allen Gläubigen, in allen unsern Nöthen, wider alle Wider„sacher und Feind.“ Es ist aber schon hier nur in seine Momente zerlegt, was eine innere Einheit bildet, daß Christus die Güter des göttlichen Lebens seinen Gläubigen zu Gut, damit sie derselben teilhaft würden, ins Menschenleben gebracht hat. Diese innere Einheit hat im Katechismus dann auch äußeren Ausdruck getroffen, wenn im II. Artikel alles unter den Gesichtspunkt gestellt wird, daß Jesus Christus sei mein Herr, und dieser Herrenstand veranschaulicht wird durch den Gegensatz des Verlorenseins unter der Herrschaft von Sünde, Tod und Teufel und des unter ihm Lebens und ihm Dienens in seinem Reiche in ewiger, d. i. göttlicher Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie er lebet und regieret in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Dagegen, sagt Luther im großen Katechismus, gehöre es in die kurze Kinderpredigt, alle einzelne Stücke sonderlich auszustreichen.

Nun könnte es scheinen, als fiele in der Erklärung des II. Artikels im kleinen Katechismus die Apposition zu Jesus Christus, die ihn als Gottmenschen bezeichnet, aus dem Rahmen der Einheit des Vertrauens auf ihn, meinen Herrn heraus, insofern sie nicht etwas bezeichnete, was an ihm dem zu unserm Heile wirkenden offenbar und darum Grund und Gegenstand unsers Heilsglaubens ist, sondern lediglich eine verborgene Naturvoraussetzung seiner mit dem Heilswerth für mich erfüllten Personwirklichkeit. Aber solche Beschränkung widerspräche dem Begriff Luthers von der Gottheit. Auf die Frage „was ist Gott“ lautet die Antwort (gr. Kat. I. Gebot) Deus est et vocatur, de cujus bonitate et potentia omnia bona certo tibi pollicearis oder nach dem deutschen Text „Ein Gott heißt das, dazu man sich versehen soll alles Guten“. Die Gottheit Christi deckt sich

also für Luther mit dem, daß er als Erlöser mein Herr ist, sie muß in seinem Erlöserwillen anschaulich sein als die auf uns gerichtete Liebe, die uns ihre Güter mittheilen will und als die Macht, uns von Sünde, Tod und Teufel zu befreien. Und dies wird bestätigt durch die ausdrückliche Erklärung des großen Katechismus: „die Stücke aber, so nach einander in diesem Artikel folgen, thun nichts anders, denn daß sie solche Erlösung verklären und ausdrücken, wie und wodurch sie geschehen sei: das ist, was ihn gestanden und was er daran gewendet und gewagt hat, daß er uns gewönne und zu seiner Herrschaft brächte [1])." Danach ist es zu bemessen, wie weit mit Luthers Sinn die traditionelle Methode übereinkommt, in den Katechismus die loci der späteren Dogmatik einzutragen, welche Christi Person und Werk scheiden und das erstere unter den Rubriken der 2 Naturen und der 2 Stände und das zweite nach dem Schema des dreifachen Amtes behandeln. — In gleicher Weise wie beim II. Artikel hat auch beim dritten die kurze Form jedes der einzelnen nebeneinanderstehenden Stücke nach seinem Heilswerth für uns aufgefaßt, und die Katechismen haben dann den weiteren Schritt gethan, der innern Einheit auch in der Form zum Ausdruck zu verhelfen, so daß es deutlich heraustritt, wie Vergebung der Sünden, daraus Auferstehung und ewiges Leben folgt, das einheitliche Heilsgut ist, welches den Gläubigen zu Theil wird, die durch den im Wort der Kirche wirkenden heiligen Geist zum Glauben erweckt und in demselben behalten werden.

Bis in den sprachlichen Ausdruck hinein erstreckt sich diese organische Einheit, in welche Luther die Objecte und das Subject des Glaubens zu bringen verstanden hat. Bildet doch die Auslegung aller drei Artikel je nur einen Satz, in lichtvoller und abgerundeter Periodisirung, die so wohlgelungen

ist, daß ein Literarhistoriker wie Wackernagel die Erklärung des II. Artikels als Muster deutschen Stils verwerthet hat.

Es bedarf keiner Ausführung, welchen pädagogischen Werth diese Eigenschaft des Katechismus für die wirkliche lebendige Aneignung des christlichen Lehrstoffes hat. Je mehr ein Stoff als innere Einheit zum Bewußtsein kommt, um so leichter wird er zum Eigenthum des Geistes; und hier tritt noch hinzu, daß alle Bestandtheile dieses Stoffes, wenn sie in dem von Luther bezeichneten Rahmen sich halten, jedes unmittelbar für sich Heilsinteresse besitzen.

Doch wir redeten von Einheit, und Luther hat drei Artikel des Glaubens nebeneinander stehen lassen. Aber „wie es ein gleich Glaub' ist in alle drei Personen", so hatte es in der kurzen Form geheißen und das hat Luther im Katechismus nicht vergessen, wenn er von drei Werken Gottes, von der Schöpfung, der Erlösung, der Heiligung in demselben redet. Es ist dies aber vergessen worden, wenn man den I. Artikel auf die natürliche Religion gedeutet hat, als die auch von Gottes väterlicher Vorsehung wisse, ihn also aus dem Rahmen der Offenbarung in Christo hat herausfallen lassen als eine allgemeinere Wahrheit. Luther weiß von keiner Offenbarung Gottes als des Vaters außer in Christo, und auch der I. Artikel spricht ihm das Verhältnis zu Gott aus, welches wir als solche haben, die durch Christum Gottes Kinder geworden sind. „Alle Welt, heißt es im großen „Katechismus, wiewohl sie mit allem Fleiß darnach getrachtet „hat, was doch Gott wäre und was er im Sinn hätte und „thäte; so hat sie doch der keines je erlangen mögen. Hier „aber hast du es alles aufs allerreichste. Denn da hat er „selb's offenbaret und aufgethan den tiefsten Abgrund „seines väterlichen Herzens und eitel unaussprechlicher Liebe „in allen dreien Artikeln, denn er hat uns eben dazu

„geſchaffen, daß er uns erlöſete und heiligte. Und über „das er uns alles geben und eingethan hatte, was im „Himmel und auf Erden iſt, hat er uns auch ſeinen „Sohn und heiligen Geiſt geben, durch welche er uns zu „ſich brächte, denn wir könnten nimmermehr dazu kommen, „daß wir des Vaters Huld und Gnade erkennten, ohn „durch den Herrn Chriſtum, der ein Spiegel iſt des „väterlichen Herzens, außer welchen wir nichts ſehen, „denn einen zornigen und ſchrecklichen Richter, von Chriſto „könnten wir auch nichts wiſſen, wo es nicht durch „den heiligen Geiſt offenbaret wäre.“ Jeſus lautet darum mit Recht die Ueberſchrift in der kurzen Form über dem ganzen II. Hauptſtück, zum Zeichen, daß Gottes Offenbarung in Chriſto der Real- und Erkenntnisgrund für alles das iſt, wozu wir im I. Artikel uns glaubend bekennen. Es muß die Fülle der Güter, welche wir nach dem I. Artikel durch die Wohlthat Gottes genießen und von ihm erwarten, im Lichte des II. Artikels aufgefaßt werden. Mit andern Worten, das Vertrauen zu dem Vater als dem Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, welches der erſte Artikel beſchreibt, iſt die Wirkung des Vertrauens zu Chriſto als meinem Herrn, und die Seligkeit, welche dies Vertrauen begleitet, iſt ein Moment der Seligkeit, welche nach der Auslegung des II. Artikels im Reiche Chriſti erlebt wird.

Es iſt bekanntlich eine der genialſten Conceptionen Luthers die, welche er in der Schrift von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen ausgeſprochen hat, daß nämlich aus der Verbindung der gläubigen Seele mit Chriſtus ihr an ſeinen Gütern, vor allem an ſeiner göttlichen Königswürde Antheil wird, ſo daß der Chriſtenmenſch darum ein freier Herr wird über alle Dinge, und daß dieſe Königsherrſchaft über die Welt darin beſteht,

in jeder Lebenslage die freudige Gewißheit aufrechtzuerhalten, daß, wenn Gott für uns ist, niemand wider uns sein kann, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Diese Erkenntnis Luthers ist von dem allerhöchsten Werthe; denn sie bedingt es, daß als Bethätigung des Vertrauens auf Gottes rechtfertigende und sündenvergebende Gnade, d. h. als Wirklichkeit dieses in specie christlichen Glaubens neben und über dem neuen sittlichen Gehorsam das Kindesvertrauen auf Gottes väterliche Weltleitung erscheint. Nicht in ruhenden contemplativen Gefühlen des Friedens, sondern in der Freudigkeit und Zuversicht, die es weiß, daß sie nicht ohne Gott in der Welt ist, in Demuth und Geduld, in Ergebung und Hoffnung, die unsere sittliche Arbeit im Dienst des Reiches Gottes in der Welt begleiten und tragen und beflügeln, sowie in dem Gebet, das Gott in allen Nöthen anruft, das ihn lobt und preist, erleben wir den Stand der Sündenvergebung und der Gotteskindschaft, den wir in Christo haben. Damit ist der christliche Heilsstand als ein Gut bezeichnet, das auch ein Alter verstehen und sich aneignen kann, welches von den terrores conscientiae und von einer Beruhigung derselben in isolirten Gefühlen des Friedens noch keine Erfahrung zu machen im Stande ist. Es ist zugleich die evangelische Lebens- und Weltanschauung in ihrer specifischen Verschiedenheit von der katholischen hiermit ausgesprochen. Denn jene geschlossene freudige zuversichtliche Stimmung, welche das Gotteskind in seiner innerweltlichen sittlichen Arbeit erfüllt, ist ebenso verschieden von dem timor filialis, von der Scheu, Gott durch die Uebertretung seiner einzelnen Gebote zu beleidigen, die die höchste Stufe der katholischen Laienfrömmigkeit ist, als von der mystischen Contemplation, in welcher der Asket auf Grundlage seiner activen Heiligung die Nähe Gottes und Christi zu erhaschen bestrebt

ist. — Noch gilt es aber den Beweis zu E.
daß Luther dieses Verständnis der Freiheit
menschen mit seiner Auslegung des I. Artikels
meint hat. Er liegt in vollgültigster Weise v
Auslegung dieses Artikels in der kurzen Form: „I[illegible]ub
„in Gott Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der
„Erden, das ist ich setz' mein Trauen auf keinen Menschen
„auf Erden, auch nit auf mich selbs, noch auf mein Gewalt,
„Kunst, Gut, Frummkeit oder was ich haben mag. Ich setz
„mein Träu auf kein Creatur, sie sei im Himmel oder auf
„Erden. Ich erwäge und setz mein Träu allein auf den
„bloßen unsichtbaren unbegreiflichen einigen Gott, der Himmel
„und Erden erschaffen hat und allein über alle Creaturen ist;
„wiederum entsetze ich mich nicht ob aller Bosheit des Teufels
„und seiner Gesellschaft, denn mein Gott über sie alle ist.
„Ich glaub nichts desto weniger in Gott, ob ich von allen
„Menschen verlassen oder verfolgt wäre. Ich glaub nichts
„desto weniger, ob ich arm, unverständig, ungelehrt, verachtet
„bin, oder alles Dinges mangele. Ich glaub nichts desto-
„weniger, ob ich ein Sünder bin, denn dieser mein Glaub
„soll und muß schweben über alles, was da ist und nicht ist,
„über Sünd und Tugend und über alles, auf daß er in
„Gott lauterlich und rein sich halte, wie mich das erste Gebot
„dringet. Ich trau beständiglich in ihn, wie lang er verzeucht
„und setze ihm kein Ziel, Zeit, Maaß oder Weise, sondern
„stell es alles heim seinem göttlichen Willen. So er dann
„allmächtig ist, was mag mir gebrechen, das er mir nit geben
„und thun möge? So er Schöpfer Himmels und Erden ist
„und aller Dinge ein Herr, wer will mir etwas nehmen oder
„schaden? Ja, wie wollen mir nicht alle Dinge zu gut
„kommen und dienen, wenn der mir gut gann, dem sie alle
„gehorsam und unterthan sind? Dieweil er denn Gott

„ist, so mag er und weiß, wie er's machen mit mir soll „aufs Beste. Die weil er Vater ist, so will er's auch „thun und thut es herzlich gern."

Es ist der ganze ideale Schwung der Ausführungen in der Freiheit des Christenmenschen, der hier wiederklingt. Auf seinen kürzesten katechetischen Ausdruck hat Luther diese Glaubenspleropharie in der deutschen Messe gebracht, wenn er dort als ein Beispiel, wie man fragen und antworten lassen solle, dies angiebt. „Was heißt an Gott den Vater allmächtigen glauben? Wenn das Herz ihm ganz vertraut und sich aller Gnaden, Gunst, Hülfe und Trost zu ihm gewißlich versieht, zeitlich und ewiglich." Daß aber in den Katechismen Luther nicht hat auf einen vorchristlichen Standpunkt herabsinken wollen, dafür legt der Schluß der Auslegung des I. Artikels im großen Katechismus deutliches Zeugnis ab. Nachdem dort ganz mit den Wendungen, die im kleinen Katechismus wiederkehren, ausgeführt ist, „beide „was wir von Gott haben und empfahn und was wir dafür „schuldig sind", heißt es weiter: „welch's gar ein groß treff„lich Erkenntnis ist, aber viel ein hoher Schatz, denn da „sehen wir, wie sich der Vater uns geben hat sammt allen „Creaturen und aufs allerreichlichste in diesem Leben ver„sorget." Es ist lediglich das Bedürfnis der Einfältigen, der Kinder und des gemeinen Mannes, welches Luther dazu veranlaßt hat, anstatt der hohen und paradoxen Form den schlichtesten und einfachsten, jedem verständlichen Ausdruck für das dem evangelischen Christen eignende Gottvertrauen zu wählen. An Wahrheiten der natürlichen Religion, überhaupt an etwas vor und außer dem Glauben an Christus Gültiges hat Luther nicht denken können, er, der im großen Katechismus es so mächtig einschärft, daß außer Christo nicht Gottes Vaterliebe, sondern sein Zorn zu spüren ist.

Darum wird aber auch Zezschwitz dem Thatbestande nicht gerecht, wenn er im I. Artikel nur den Zug des Vaters zum Sohne ausgesprochen findet und als Text den Vers Luthers betrachtet wissen will, „der sich zum Vater geben hat, daß wir seine Kinder werden.“ Sollen darin auch alle Wohlthaten der Heilsgeschichte vor Christus liegen, soll die erziehende Einwirkung Gottes in der natürlichen Weltleitung und in der Heilsgeschichte auch von ihrem Ziele, von Christus aus verstanden werden und darum Christus das Centrum und der Gegenstand des ganzen II. Hauptstücks bleiben, so ist doch immer als ein vorchristlicher Standpunkt aufgefaßt, was nach Luther die Bewährung des durch Christus gewonnenen Kindesstandes ist. Christliche Wahrheit ist nach Zezschwitz der I. Artikel faktisch nur für das Bewußtsein des Katecheten, der von seiner Erkenntnis der Bedeutung Christi aus das Vor- und Außerchristliche so beurtheilt, nicht aber für das Bewußtsein des Katechumenen, der den I. Artikel soll bekennen können, ehe er in Christus Gott gefunden, der trotz Luthers entgegenstehender Erklärung aus der Schöpfung zur Gewißheit gelangt sein soll, daß Gott ihn zu seinem Kinde bestimmt hat, was nach Luther unmöglich ist und was doch an die Höhe des von Luther Gemeinten weitaus nicht heranreicht. Psychologisch angesehen ist der I. Artikel für Zezschwitz nur ein Durchgangspunkt, während er für die Auslegung desselben als eines Ausdrucks der natürlichen Religion wenigstens eine neben der christlichen Erkenntnis hergehende und immer gültig bleibende Wahrheit bezeichnet.

Das ist also die zweite unvergleichlich werthvolle Eigenschaft unseres Katechismus, daß er alles, was er als Wahrheit für den Christen geltend macht, auf die Person Christi zurückführt, gar ungleich hierin der in ihn später eingelegten

Dogmatik, welche eine Menge von Sätzen mit sich führt, die aus andern Erkenntnisquellen stammen, als aus diesem Centrum der Schrift, welches einen Inhalt darbietet, der unmittelbar die Gegenbewegung des menschlichen Gemüthes hervorruft, und welches die Wirklichkeit der in ihm sich uns erschließenden Güter dem empfänglichen Gemüthe durch sich selbst verbürgt. Es bedarf nur des Hinweises, welch gewaltigen pädagogischen Hebel uns Luther hiermit in die Hand gegeben hat, daß er uns als den Weg christliche Glaubenserkenntnis zu erzielen den gezeigt hat, den Eindruck, dessen die Person des Herrn auf Kindergemüther gewiß nicht verfehlt, einfach nur zur Klarheit zu bringen, und so aus seiner anschaulichen Herrlichkeit allein Inhalt wie Beweis zu schöpfen.

Aber wir sahen, dem Zwecke, das Evangelium oder Wort Gottes, das zu wissen zur Seligkeit von Nöthen, dem Verständnis zu erschließen, dienen neben dem Glauben auch der Dekalog und das Vater Unser. In welchem Verhältnis stehen sie zum Glauben?

Schon in der kurzen Form hat Luther sich über den Zusammenhang der drei ersten Hauptstücke ausgesprochen und diese Erklärung im Großen und Ganzen unverändert auch im großen Katechismus wiederholt.

„Drei Dinge sind noth einem Menschen zu wissen, daß „er selig werden möge. Das erste, daß er wisse, was er thun „und lassen soll. Zum andern, wenn er nun sieht, daß er „es nicht thun noch lassen kann aus seinen Kräften, daß er „wisse, wo er's nehmen, suchen und finden soll, damit er „dasselbe thun und lassen möge. Zum dritten, daß er wisse, „wo er es suchen und holen soll. Gleich als einem Kranken „ist zum Ersten noth, daß er wisse, was seine Krankheit sei. „Danach ist noth, daß er wisse, wo die Arzenei sei, die ihm

„helfe dazu, daß er thun und laſſen möge, was ein geſunder „Menſch. Zum dritten muß er ſein begehren, das ſuchen „und holen oder bringen laſſen.“ Und das wird dann auf das Geſetz, den Glauben und das Vater Unſer bezogen.

Nachdem man ſchon früher vielfach dieſen Worten folgend den Dekalog als Mittel Sündenerkenntnis zu wecken ausgelegt hatte, hat beſonders Zezſchwitz Luthers Andeutungen ausgeſponnen und iſt zu dem Reſultate gelangt, daß in der Anordnung der drei erſten Hauptſtücke bereits die richtige, dem reformatoriſchen Princip entſprechende Explication vorgebildet ſei. Das Geſetz könne als ſolches neben dem Glauben nur das Recht individuell immer erneuter Propädeutik des Glaubens haben, das chriſtliche Leben ſei Frucht des Glaubens und könne ſich nicht mehr in die dekalogiſche Forderung ſchicken, überhaupt nicht in die Form irgend einer Forderung, auch nicht in die des Liebesgebotes, ſondern es ſei Leben aus dem Geiſt ohne alle Reflexion auf ein „du ſollſt“. Und dies letztere ſei nun der Sinn des Vater Unſers, es ſei der Ausdruck dafür, daß der empfangene Geiſt der Kindſchaft die Kinder den Abbaruf lehre und damit den Grund anſchlage für alle weitere Bethätigung des neugepflanzten Glaubenslebens. Es ſei kein grellerer Contraſt denkbar, als der im Heidelb. Katechismus vorliegende zwiſchen dem Princip der aus dem Glauben fließenden Dankbarkeit und dem 10fachen „du ſollſt“ des Dekalogs, in deſſen Erfüllung die Dankbarkeit ſich bewähren ſolle. Vielmehr ſei das die zweckmäßige Ordnung des Katechismus, daß der Glaube die centrale Stelle habe, daß er vorbereitet werde durch die vom Pädagogen, dem Dekalog geweckte Sündenerkenntniß und Buße, und daß aus ihm dann die Bethätigung des neuen Lebens fließe. Denn nicht nur finde in ſolcher Anordnung der drei Hauptſtücke die Idee der Rechtfertigung ihren Ausdruck, ſondern es ſei dies auch der

in Lehrstücke umgesetzte Gang der Heilsveranstaltung des alten und neuen Bundes; der Heilsweg für das Individuum müsse auch entsprechen dem heilspädagogischen Gang Gottes mit der Menschheit im Großen und Ganzen. Moses, Christus, der Geist sei für beide das Schema.

Ich muß gestehen, daß wenn dies in der That die dem kleinen Katechismus zu Grunde liegende Idee wäre, ich einen Vorzug desselben darin sehen würde, daß er diese Idee wenigstens nicht ausspricht und es also erlaubt, ebenso behandelt zu werden, wie Luther das apost. Symbolum behandelt hat, nämlich anders als er ursprünglich gemeint ist. Denn der Heilsweg, den Luther und Paulus gegangen sind, durch die Zucht eines pharisäisch aufgefaßten Gesetzes hindurch, ist nicht der, welchen Gott einen jeden führt, er ist für getaufte Christenmenschen sogar ein abnormer. Luther selbst hat bis zur Visitation es ausdrücklich behauptet, daß die Buße aus dem Glauben komme, weil sie die Liebe zu Gott voraussetze, und daß sie sich über das ganze Leben des Christen erstrecke. Erst die bei der Visitation gemachten Erfahrungen, daß die Lehre vom Glauben auf Freiheit des Fleisches gezogen wurde, haben dazu geführt, daß man um des gemeinen groben Mannes willen die erschütternde Gesetzespredigt der frohen Botschaft des Evangeliums meinte voranschicken zu müssen, und so Buße und Glaube als successive Acte auffaßte, eine Lehrweise, die zur Praxis erst in dem hallischen Bußkampf geworden ist. Kinder aber geflissentlich diesen Weg zu führen wird bei Manchen aufreibend, bei den Meisten abstumpfend wirken. Es wird zum Maulbrauchen, um mit Pestalozzi zu reden, wenn ihnen eingeschärft wird, die Gebote sind dazu da, damit du erkennst, daß du sie nicht halten kannst[2]).

Nun drängt sich aber eine Fülle von Thatsachen auf, die es unmöglich macht, daß man jenen Versuch Luthers, für die

Zusammengehörigkeit der drei traditionellen Lehrstücke als des erschöpfenden Ausdrucks des zur Seligkeit nöthigen Wissens eine Formel zu finden, als Zeugnis für seine Ansicht über den Gang des Unterrichts der Jugend betrachte. Ich will nur eben darauf hinweisen, daß die kurze Form auf Erwachsene berechnet ist und speciell dem Zweck der Beichtvorbereitung dient, daß dagegen im Unterricht der Visitatoren für Kursachsen als Lehrgang für die Lateinschule die Reihenfolge Vater Unser, Glaube, Dekalog vorgesehen ist. Viel wichtiger ist die Art, wie Luther sich selbst und zwar speciell in seinen katechetischen Schriften über den religiösen Unterricht der Jugend ausgesprochen und die Art, wie er thatsächlich den Dekalog ausgelegt hat.

Nachdem er im großen Katechismus davon geredet, daß billig auf die Gebote der Glaube folge, weil er die Kraft gewähre, dieselben zu halten, sagt er mit dürren Worten: „aber ehe man solche Nutz und Noth des Glaubens aus„streichet, ist genug erstlich für die gar Einfältigen, daß sie „den Glauben an ihm selb's fassen und verstehen lernen." Also hat er nicht gemeint, daß man zu allererst die Gebote als Mittel benutzen solle, den Kindern ihre Ohnmacht zum Bewußtsein zu bringen, wenn ihm die Erkenntnis, wie der Glaube hier helfend eintritt, für dies Alter zu schwer erscheint. Aber er hat auch sonst nicht den Grundsatz befolgt, daß man zuvor die Kinder unter die Zucht des schreckenden Gesetzes führen solle, ehe man sie die Liebe des Vaters im Himmel erkennen lehre. Vielmehr hat er schon in den Predigten über die 10 Gebote ausdrücklich den entgegengesetzten Weg empfohlen. „In der Zucht des Herrn sollen „die Kinder erzogen werden. Das ist aber die Zucht des „Herrn, wenn sie gelehrt werden den Herrn Jesum Christum „zu erkennen, ihn in das frische Gedächtnis einzuprägen, wie

„er für uns gelitten hat und was er gethan und verheißen,
„gleichwie es den Kindern Israel befohlen war, ihren Kindern
„zu erzählen, was Gott an den Vätern in Egypten gethan;
„und wenn sie dann nicht lernen den Herrn zu lieben, ihm
„Dank zu sagen, ihn zu bitten und Christo zu folgen, so
„muß die correptio Domini angewandt werden, das ist der
„Schrecken des Gerichtes Gottes. Wer das von Jugend auf
„gelernt hat, Gottes Wohlthaten und Verheißungen, auf die
„hin er geliebt werden, seine Strafen und Drohungen, auf
„die hin er gefürchtet werden soll, der wird herangewachsen,
„dies leicht festhalten." Unter den Wohlthaten Gottes, welche also in erster Linie den Kindern als Motive des Verhaltens gegen Gott eingeprägt werden sollen, zählt er dann noch die des I. Artikels auf. — Und ebenso ist die Auslegung des Dekalog im großen Katechismus voll von Aeußerungen, welche darauf hinweisen, daß er ihn für die Kinder in erster Linie als Mittel positiver Erziehung zu Frömmigkeit und Sittlichkeit, nicht als Sündenspiegel gedacht hat. Dem eben besprochenen Gedanken entspricht ganz die Auffassung des s. g. Schlusses der Gebote, den er sonderlich der Jugend eingebläut wissen will, auf daß sie sehe, was uns drängen und zwingen soll, die 10 Gebote zu halten, nämlich neben und über dem zornigen Dräuwort die tröstliche Verheißung, daß Gott „sich so freundlich als ein Vater hören läßt und uns alle Gnade und Guts anbeut." Er erwartet als Frucht solcher Unterweisung, daß die Jugend „sich selbst reizen und treiben werde, gerne Gottes Willen zu thun." Und beim II. Gebot schließt er eine Anweisung, die Kinder zum Beten zu gewöhnen, mit den Worten: „das wäre auch die rechte Weise, Kinder wohl zu ziehen, weil man sie mit Gutem und Lust kann gewöhnen."

Nun kann ferner kein Zweifel darüber bestehen, daß

Luther den Dekalog nicht als Moſes den Pädagogen, ſondern als Ausdruck des chriſtlichen und ſpeciell des evangeliſchen Lebensideals thatſächlich ausgelegt hat — ad evangelicum morem, wie er ſelbſt an Lange ſchreibt. — Nicht nur zur cognitio peccati, ſondern auch zur exercitatio iſt er uns geſagt, heißt es mehrfach in den oben erwähnten Predigten. Die ganze Tendenz der letzteren iſt die, über die zerſplitterte, äußerliche und mechaniſche Auffaſſung des religiös-ſittlichen Lebens, welche das Beichtinſtitut im Gefolge hatte, und über die eigenwillige, ſelbſtgewählte und ſelbſtgerechte Art der Frömmigkeit und Sittlichkeit, die dem Katholizismus eigen, zu der einheitlichen, innerlichen, freien und poſitiven Herzenshingabe an Gott zu führen, die dem in der Gnade Chriſti ſtehenden evangeliſchen Chriſten eignen, nach der er bei aller bleibenden Unvollkommenheit ernſtlich trachten muß. So finden ſich denn ſchon hier die Vorzüge der Dekalogauslegung Luthers, an die keine andere frühere Auslegung nur ſtreift. Schon hier werden die Verbote in Gebote umgeſetzt, wird von den Thaten und Worten auf die Geſinnung zurückgegangen, wird gezeigt, wie aus der rechten Herzensſtellung zu Gott alles andere fließt. Insbeſondere ſind es die erſten Gebote, in welche Luther die ganze Fülle des chriſtlichen Lebens hineinlegt. Chriſtum für das höchſte Gut halten und ihm das Herz geben und darum alle Liebe und alles Vertrauen zu Creaturen, zur Welt und zu uns ſelbſt verlieren, das iſt ihm der Sinn des I. Gebotes, Gott in allen Nöthen anrufen, ihn loben und preiſen die naturgemäße erſte Aeußerung ſolcher Herzensſtellung, nichts ſelbſt wirken wollen, ſondern in völliger Ruhe ſich Gott als pura materies, als ganz von ihm zu beſtimmenden Stoff hinzugeben und ſo immerdar zu feiern, das iſt der Sinn, den das III. Gebot für den Chriſten hat. Ausdrücklich unterſcheidet er hier und weiterhin, was das Gebot für

die Juden und was es für die Christen bedeutet. — Und hat er im großen und kleinen Katechismus auch solche an die Mystik anklingenden hohen Formeln fallen lassen, so ist das nur ein Beweis für seinen pädagogischen Sinn, der sich zu dem Verständnis der Einfältigen gern herabläßt, aber er thut dies nur so, daß er an der Sache nichts abdingt, sondern das innere und äußere positive Verhalten zeichnet, welches für den Christen characteristisch ist, beides als ein Gut und als eine Pflicht, das unbedingte Vertrauen zu dem Vater im Himmel und der Verkehr mit ihm im Gebet, die Pietät gegenüber seinen Stellvertretern, und die positive Liebe zum Nächsten, die aus solcher Herzenshingabe an Gott fließt, weil Gottes Kinder von seinem Geist getrieben werden müssen.

Luthers Auslegung des Dekalog enthält unbestreitbar, was den Inhalt anlangt, die Zeichnung des Lebens im Geiste Christi. Unterscheidet sich nun dies von dem gesetzlichen Standpunkt der Form nach dadurch, daß sein Motiv der freie freudige Wille, die hilaris voluntas, ist, so fehlt es nicht an Aeußerungen im großen Katechismus, die zeigen, daß ihn Luther von den Motiven aus hat verstanden wissen wollen, die diese hilaris voluntas erzeugen, die den Dekalog nicht als hartes Gesetz, sondern als die befreiende beseligende Hausordnung der Kinder Gottes kennzeichnen, d. h. von der Gnadenoffenbarung Gottes in Christo aus. Der Vater — und als Vater ist Gott ja für Luther nur in Christo offenbar — der Vater ist es, der diese Gebote giebt, und Güter sind es, die er in ihnen uns darbietet. Gott, heißt es beim I. Gebot, soll man allein trauen und sich eitel Guts von ihm versehen, als der uns alle Güter giebt. Schon das Wort Gott deutet ihm darauf, daß er ein ewiger Quell-Brunn ist, der sich mit eitel Güte übergeußet und von dem alles, was gut ist und heißet, ausfließt. Beim vierten Gebot hebt er hervor, wie

im Gegensatz zu dem mönchischen Heiligkeitsideal die von Gott gestellte Aufgabe, als Vater oder Kind, als Knecht oder Magd Gott zu dienen, das Herz freudig und willig mache. „Sollt nu nicht ein Herz springen und vor Freuden zerfließen, „wenn es zur Arbeit ginge und thäte, was ihm befohlen „wäre, daß es könnte sagen: siehe, das ist besser, denn aller „Karthäuser Heiligkeit. . . Wenn man nun solchs könnt dem „armen Volk einbilden, so würd' ein Meidlin in eitel Sprüngen „gehn, Gott loben und danken." Und beim 5—8. Gebot vergißt er nie hervorzuheben, wie Gott als ein freundlicher Vater sich ins Mittel gelegt, indem er diese Gebote gegeben, um auch die irdischen Güter zu schützen, die er uns verliehen.

So kann es, wenn man vom großen Katechismus herkommt, nicht befremden, wie Luther noch 1535 dem Balbirer Meister Peter die Anweisung giebt so zu beten, daß er aus jedem Gebot und jedem Glaubensartikel ein vierfach gedrehtes Kränzlein mache, nämlich sie sich als Lehre gesagt sein lasse, dann Gott danke für das, was er uns nach seiner großen Barmherzigkeit darin anbiete, daß er unser Gott und in allen Nöthen unser Schutz sein wolle, daß er uns seinen Namen geoffenbaret habe u. s. w., weiter daraus erkenne, wie groß seine Sünde sei, endlich Gott bitte, ihm die Kraft zur Erfüllung der Gebote und zur Aneignung des Glaubens zu geben. Ganz entsprechend wird denn auch beim I. Artikel im großen Katechismus hervorgehoben wie uns derselbe demüthigen und erschrecken muß.

Thatsächlich ist also Luther jenem Gedanken treu geblieben, den er nach dem Brief an Staupitz 1518 als eine Erlösung begrüßt hat, daß aus der positiven Liebe zu Gott erst die rechte Sündenerkenntnis, Reue und Buße fließe. Wenn man seiner thatsächlichen Auslegung folgt, so wird man damit beginnen, nach dem Dekalog auf die positive Herzens-

hingabe an den Gott, der in Christus unser Vater ist, hinzuwirken, oder man wird mit dem Dekalog bereits positives Christenthum einzuprägen, nicht bloß darauf negativ vorzubereiten bemüht sein. Erst von dieser Voraussetzung aus kann an die Erzielung wirklicher Erkenntnis unsrer Sünde und Ohnmacht gedacht werden, zu der dann allerdings der evangelisch ausgelegte Dekalog, aber auch alle Wohlthaten Gottes ein Hülfsmittel sind.

Ferner ist auch das Vater Unser von Luther nicht so aufgefaßt, daß es im Unterricht als das Mittel in Betracht käme, nachdem man durch das Gesetz zur Erkenntnis seiner Ohnmacht gelangt und durch den Glauben die theoretische Erkenntniß des Weges zu seiner Erfüllung gefunden, nun erst zeigen solle, wie man den Glauben und damit die Kraft hole. „Weil es also mit uns gethan ist, heißt es dort, daß „kein Mensch die zehen Gebot vollkommen halten kann, ob er „gleich angefangen hat zu glauben, und sich der Teufel mit „aller Gewalt, sammt der Welt und unserm eigenen Fleisch „dawider sperren, ists nichts so noth, denn daß man Gott „in Ohren liege, rufe und bitte, daß er den Glauben und „Erfüllung der 10 Gebot uns gebe, erhalte und mehre und „alles, was im Wege liegt und daran hindert, hinwegräume.“ Es setzt also der Gebrauch des Vater Unsers den Glauben bereits voraus, wie ja das die unvergleichliche, erst 1531 hinzugekommene Erklärung der Anrede auch darthut, und es handelt von den Nöthen, die uns als Christen ohne Unterlaß belangen. Es kehrt in ihm wieder, unter andrer Form, was im I. und II. Hauptstück als für die Christen gültig hingestellt war. So bezieht Luther die I. Bitte auf das II. Gebot, die II. auf das Reich Christi, davon der Schluß des II. und der III. Artikel gehandelt hatte. Diese Wiederkehr geschieht aber nicht so, wie man nach jener Formel Luthers

erwarten ſollte, als ob es ſich darum handelte einen neuen Beſitz erſt zu gewinnen, ſondern ſo, daß die betreffenden Güter bereits als Beſitz der Beter erſcheinen und es ſich nur um ihren Brauch handelt.

„Gottes Name, heißt es im großen Katechismus bei der I. Bitte, iſt uns gegeben, weil wir Chriſten worden und getauft ſind, daß wir Gottes Kinder heißen und die Sacramente haben, dadurch er uns mit ihm verleibet.“ — „Von dem Reich Chriſti bitten wir, daß wir, die es angenommen haben, dabei bleiben und täglich zunehmen und daß es bei andern Leuten ein Zufall und Anſehen gewinne und gewaltiglich durch die Welt gehe.“ — Bei der dritten Bitte handelt es ſich „um die große Noth, daß wir die Güter der I. und II. Bitte feſthalten und uns nicht laſſen davon reißen“. Die V., VI., VII. Bitte trifft nach dem großen Katechismus unſer armes, elendes Leben an, „welches, ob wir „gleich Gottes Wort haben, ſeinen Willen thun und leiden, „und uns von Gottes Gabe und Segen nähren, gehet es „doch ohne Sünde nicht ab, daß wir noch täglich ſtraucheln „und zu viel thun, weil wir in der Welt leben, dazu den „Teufel hinter uns haben, der uns auf allen Seiten zuſetzet, „daß nicht möglich iſt in ſolchem Kampf allezeit feſt zu ſtehen.“ — Auch hier hat Luthers Auslegung alſo thatſächlich ſich nicht in die engen Grenzen jener Conſtructionsformel gebannt, die ihn verhindert haben würden, zu thun, was er gethan hat, in voller Idealität und Univerſalität und doch mit ſo köſtlicher Einfachheit, den Inhalt des chriſtlichen Glaubenslebens noch einmal unter anderem Geſichtspunkt darzuſtellen, indem er das Weſen der Güter darlegt, auf welche des Chriſten Begehren ſich richten muß, und zwar ſo darlegt, wie der nach ihnen zu verlangen hat, der der himmliſchen Güter allerdings theilhaft geworden durch Chriſtum, aber nicht nur in die

Nothdurft des zeitlichen Lebens von Gott hineingestellt ist, sondern auch im Kampf mit den widergöttlichen Mächten ihren Besitz zu bewahren hat.

Nach einer Seite, nach der Seite des Inhalts hin, hat Zezschwitz ganz richtig gesehen, wenn er in Luthers Auslegung des Vater Unser über jene Formel weit hinausgehend eine Darstellung des Lebens im Geiste findet, nur daß die Form dieses Lebens, wie er sie sich vorstellt, als ein freies, keines Gebotes bedürfendes Triebleben, von Luther nicht angedeutet ist. Vielmehr findet das Gegentheil statt, wenn Luther durch den Hinweis auf Gottes Gebot und auf seine Verheißung zu solchem Gebet antreibt. Und wir haben hier wiederum ein glänzendes Zeugnis für unsres Luther pädagogische Tiefe. So sehr er es sonst hervorhebt in idealer Betrachtung der Dinge, daß dem Gerechtfertigten es ohne alles Gebot so nothwendig ist, gute Werke zu thun, wie der Sonne es nothwendig ist zu scheinen und der Quelle zu fließen, hier, wo es sich um den Unterricht der Einfältigen handelt, hat er sich auf den Standpunkt der Erfahrung gestellt, wo der Christ nicht im Wordensein, sondern im Werden ist.

So ist es also thatsächlich nicht Luthers Absicht gewesen, mit jener Formel für die Zusammengehörigkeit der drei Hauptstücke drei aufeinanderfolgende Stadien des Heilsweges zu zeichnen, den in dieser Reihenfolge die Kinder geführt werden sollen, von Sündenerkenntnis zur theoretischen Glaubenserkenntnis und dann zum Gebet um Glauben und Erfüllung der Gebote. Die Zusammengehörigkeit, die Luther vorschwebt, ist nicht die der nothwendigen Succession, sondern die stetiger constitutiver Factoren des christlichen Lebens. Stetiger; denn selbst, wo das Gesetz nur als auf die Sündenerkenntnis abzweckend aufgefaßt wird, ist es doch nicht die Meinung, daß es diese Aufgabe nur ein für alle Mal lösen, sondern daß es uns immerdar wieder

zu der Erkenntnis unserer Schuld und Ohnmacht führen soll, die uns die in Christo gebotene Hülfe erst recht verstehen lehrt. Sich gegenseitig voraussetzender Factoren des christlichen Lebens; denn nicht nur setzt das tiefere Verständnis der Gnadenoffenbarung Gottes in Christo die Erkenntnis unserer Schuld und Ohnmacht voraus, die das recht d. h. christlich verstandene Gesetz in uns hervorruft, sondern auch das Gesetz ist das Gesetz des Gottes, der in Christo sich uns als unser Vater offenbart hat, und wird in seiner Tragweite nur von diesem Glauben aus verstanden; vollends fordert es diesen Glauben zu seiner Erfüllung, und hinwiederum ist es die naturgemäße und nothwendige Bethätigung dieses Glaubens. Daß aber das Vater Unser als die Bitte um den Glauben und um die Erfüllung der Gebote die beiden ersten Hauptstücke einschließt, ist gewiß, und hinwiederum ist solch Gebet im II. Gebot gefordert, und es geht hervor aus einem Herzen, das, wie Luther sagt, zu glauben angefangen hat. Darum sind die 3 Hauptstücke erschöpfender Ausdruck dessen, was einem Christen zur Seligkeit zu wissen Noth ist, nicht so, daß jedes von ihnen einen von dem andern verschiedenen Gehalt einprägte, verschiedene Stücke gewissermaßen, die zusammenaddirt das Ganze des Christenthums ausmachten, sondern in jedem von ihnen ist das Ganze des Christenthums enthalten, jedesmal unter einem anderen Gesichtspunkt aufgefaßt. Das Ganze des Christenthums als Object der Erkenntnis ist ja nicht eine Summe von Lehren, die geglaubt, oder von Thatsachen, die für wahrgehalten werden, sondern es ist objectiv der in der Person Christi offenbare und dieselbe erfüllende Gnadenwille Gottes, uns schwache und sündige Menschen zu seinen Kindern zu machen und uns zur Arbeit in seinem sittlichen Reiche zu berufen, es ist subjectiv eine in sich geschlossene einheitliche Weltanschauung und Lebensauf-

faſſung, die, wo ſie im Bewußtſein iſt, ihren unbedingten Werth für Herz und Wille geltend macht und dieſelben innerlich beſtimmt. Daß nun Luthers Auslegung des Glaubens dies Ganze des chriſtlichen Glaubens zum Ausdruck bringt, braucht nicht gezeigt zu werden. Aber auch vom Dekalog gilt das Gleiche. Der chriſtliche Glaube hat Wirklichkeit im Menſchen nur, wo er Gefühl und Wille in der von der Gnadenoffenbarung Gottes gewieſenen Richtung in ſelbſtthätige Bewegung ſetzt. Dieſe ſelbſtthätige Bewegung, die dem Chriſten als dem Kinde Gottes geziemt, legt nun der Dekalog dar; denn das Vertrauen und die Anbetung, welche das I. und das II. Gebot fordern, ſind ſpecifiſch chriſtlicher Art und haben Gottes Gnadenoffenbarung in Chriſto als unſers Vaters zu ihrem Beweggrund. Alle Pflichten, die der Dekalog einſchärft, ſind Correlate von Gütern, die der Vater Jeſu Chriſti uns gegeben. Das Vater Unſer aber ſtellt wiederum die Güter vor Augen, welche der durch Chriſtum zum Kinde Gottes gewordene als ſeine höchſten Güter immer mehr zu gewinnen ſtreben muß.

So ſind allerdings die 3 Hauptſtücke, wenn man ſie auslegt wie ſie Luther dargeboten, nicht geeignet die Grundlage zu werden für einen Unterricht, der ein Lehrſyſtem einprägen will, in dem nach Art der Geometrie jeder Satz nur einmal vorkommt und immer alle folgenden bedingt, ohne ſie ſelbſt vorauszuſetzen. Solch Lehrſyſtem entſpricht aber auch nicht dem Weſen des chriſtlichen Heilsglaubens. Denn dieſer iſt ein Ganzes, deſſen Glieder ſich gegenſeitig vorausſetzen. Das Weſen Gottes kann nicht verſtanden werden ohne die Güter, die er uns gewährt und die Aufgaben, die er uns ſtellt, und umgekehrt. Das Weſen Chriſti kann nicht verſtanden werden ohne den Zweck, zu dem er gekommen iſt. Es muß darum bei jedem Stück der Lehre auf alle andern hingeſehen werden,

in jedem muß das Ganze gegenwärtig ſein. Und ſolch Lehrſyſtem iſt auch nicht für den Unterricht der Einfältigen der geeignete Stoff; es erfordert zum wirklichen Verſtändnis ſeines Zuſammenhanges größere Kraft und größeres Intereſſe des Verſtandes, als ſie bei dieſen vorauszuſetzen ſind. Ebenſowenig ſind die drei Hauptſtücke geeignet, die ſucceſſiven Stadien eines für alle gültigen Heilsweges zur Darſtellung zu bringen, ſo daß die früheren noch nichts von den ſpäteren ſagten. Sondern, ſie ſtellen denſelben Inhalt des chriſtlichen Glaubenslebens dar, das eine Mal als Aufgabe, das andere Mal als Bekenntnis der Glaubensgewißheit, das dritte Mal als Object des ſchuldigen Verlangens. Die Glaubensgewißheit iſt ja nur dann Glaubensgewißheit, wenn ſie die chriſtliche Pflicht anerkennt, welche das erſte Hauptſtück darlegt und nach den Heilsgütern herzliches Verlangen trägt, wie das III. Hauptſtück Anleitung giebt. Jedes von ihnen trägt das Seine dazu bei, um das Kindesvertrauen und den Kindesgehorſam gegenüber dem Gott, der ſich in Chriſtus uns als Vater offenbart hat, d. h. die Norm der chriſtlichen Frömmigkeit den Katechumenen zum perſönlichen Lebensbeſitze zu machen, daß ſie es lernen dieſelbe als ihre höchſte Pflicht und als ihr höchſtes Gut zu ergreifen. Was ein Fehler wäre, wenn es ſich um Einprägung eines geometriſch gearteten Syſtems handelte, die Identität des Inhalts der 3 Hauptſtücke, iſt ſowohl bei der thatſächlichen Beſchaffenheit des Chriſtenthums als pädagogiſch angeſehen ein Vorzug. Denn ein Inhalt wird um ſo gewiſſer perſönliches Eigenthum, je öfter er von verſchiedenen Seiten in ſeinem Werthe zum Bewußtſein gebracht iſt.

Nicht als Geſetz von ſo und ſo viel Dogmen, die der Verſtand für wahr zu halten hat, ſondern als die befreiende und beſeligende Lebenswahrheit, die Herz und Wille be-

ſtimmt, kommt dann der chriſtliche Glaube zur Aneignung.

Daß aber Luther die Einprägung eines ſolchen organiſchen Ganzen, deß ſämmtliche Glieder zuſammengehören und von denen jedes auf die Beſtimmung von Gefühl und Wille abzweckt, als Ziel des Unterrichts nach den drei Hauptſtücken vorgeſchwebt hat, das zeigt eine Stelle aus der deutſchen Meſſe, die geſchrieben iſt, nachdem die Grundlage des Katechismus in der kurzen Form längſt entworfen war. Er hat dort Anweiſung gegeben, den Verſtand der 3 Hauptſtücke durch Frage und Antwort mitzutheilen. Und fährt dann fort: „Solche Fragen mag man nehmen aus unſerm Bet„büchlein, da die 3 Stück kurz ausgelegt ſind, bis daß man „die ganze Summa des chriſtlichen Verſtandes in 2 Stücke „als in 2 Secklin faſſe im Herzen, welches ſind Glaube und „Liebe. Des Glaubens Secklin habe 2 Beutlin, in dem einen „Beutlin ſtecke das Stück, daß wir glauben, wie wir „durch Adams Sünde allzumal verderbt, Sünder und verdammt „ſind. Im andern ſtecke das Stücklin, das wir alle durch „Jeſum Chriſt von ſolchem verderbten, ſündlichen, verdammten „Weſen erlöſet ſind. Der Liebe Säcklin habe auch 2 Beutlin. „In dem einen ſtecke dies Stück, daß wir jedermann ſollen „dienen und wohlthun, wie uns Chriſtus than hat. Im „andern ſtecke das Stücklin, daß wir allerlei Böſes gerne „leiden und dulden ſollen.“ Und er räth dann die einzelnen Erkenntniſſe, die aus der Katechismus-Predigt kommen als ſilberne Groſchen und Schreckenberger, als rheiniſche oder ungariſche Gulden in dieſe Beutlein zu vertheilen.

Daß Luthers Katechismus darauf angelegt iſt von immer neuen Seiten dies Ganze einzuprägen — dieſe ganze Summe des chriſtlichen Verſtandes, welche ob kurz zuſammengezogen oder in ihre Momente und in die Zuſammenhänge derſelben

ausgebreitet, immer den Effect hat, den ganzen persönlichen Menschen zu bewegen, das Herz zum Glauben und Vertrauen, den Willen zum freien Gehorsam zu bestimmen, das ist sein großartiger pädagogischer Werth, der freilich weniger glänzt als die bis ins kleinste durchgeführte Architektonik, die man ihm zugeschrieben hat, und die wohl die ästhetische Phantasie anziehen mag, aber praktisch unfruchtbar ist. Während nach ihr Christus nur für den von draußen das Kunstwerk betrachtenden der Mittelpunkt ist, auf den alles zustrebt und von dem es ausgeht, ist er nach der schlichten thatsächlichen Anlage des Katechismus der wirkliche Mittelpunkt, von dem alle christliche Unterweisung ausgeht, von dem aus die Pflichten und Güter des Christen begriffen, die Sünde erkannt und die Gnade verstanden, die Welt des Heils erschlossen und die natürliche Welt als eine Welt Gottes beleuchtet wird. Von Christus ausgehen kann man aber, ohne daß man nöthig hat, mit der Detailauslegung des II. Artikels zu beginnen, weiß doch das Kind aus der biblischen Geschichte von Christus, und kann ihm doch ein Verständnis dafür erschlossen werden, daß Gott in Christus als die Liebe und als der Vater im Himmel uns nahe getreten, ehe es in die volle Tiefe der Verlorenheit der Sünde und der Erlösung von ihr eingeführt wird. Der Fortschritt von einem Hauptstück zum andern ist somit, indem auf jeder Stufe das ganze Christenthum eingeprägt wird, jedesmal eine Bereicherung und Vertiefung der christlichen Erkenntnis, bei der wohl die Zusammenhänge klarer und deutlicher heraustreten, aber nicht ein neues und bisher unbekanntes Stück hinzukommt.

Zur Entdeckung jener kunstvollen Architektonik des kleinen Katechismus hat wohl den Anstoß gegeben das Dictum von Nitzsch, daß derselbe nur Bausteine enthalte, nicht selbst schon ein Bau sei. Recht verstanden ist dies allerdings richtig, und es ist ein Vorzug

des Büchleins; denn dadurch wird es möglich, daß man auf der abschließenden Stufe des Confirmandenunterrichts noch einmal einen Ueberblick über das Ganze des Christenthums giebt, bei dem man die einzelnen Hauptstücke nach einem eigenen Plane in einander ordnet, etwa mit der Taufe beginnend und die Lehrstücke von Beichte und Abendmahl einerseits, vom Dekalog und Vater Unser andrerseits in den III. Artikel einschiebend. Grade für den Anfangsunterricht aber ist es von hoher Bedeutung, daß den einzelnen Hauptstücken kein Lehrsystem, auch nicht das System des individuellen Heilsweges und noch viel weniger das der Heilsgeschichte zu Grunde liegt, sondern, daß der Katechismus sofort mit dem ersten Gebot in das Ganze des christlichen Heilsglaubens hineinführt, das den ganzen Menschen in Anspruch nehmen will und es zu thun die Kraft besitzt, und daß es diesen Keim von Stufe zu Stufe voller entfaltet.

In früheren Zeitaltern der Kirche hat es verhältnismäßig wenig geschadet, daß man in den schlichten Rahmen des Katechismus das System der Dogmatik hineingebaut hat, das oft viel mehr die Kräfte des Verstandes und des Gedächtnisses in Anspruch nahm, als es direkt auf Gewissen und Gemüth bezogen war. Das Christenthum war damals so sehr die Substanz des Volkslebens und die kirchliche Sitte beherrschte das geistige Leben in solchem Umfange und Grade, daß die Mängel des Unterrichts dadurch ausgeglichen worden. Heute sind diese Stützen gefallen und die Wichtigkeit des Unterrichts ist darum gesteigert. Da gilt es intensiv auf das eine zu dringen, was noth ist; nicht auf dogmatisches Wissen den Accent zu legen, sondern darauf, daß von immer neuen Seiten das Evangelium als befreiende Lebensmacht in das Gewissen und in das Herz hineingepflanzt werde, daß persönliches Verständnis erschlossen werde, dafür, wie die

Herzenshingabe an die in Christus erschienene Gnade Gottes, die uns von Sünde, Noth und Tod erlöst und zu neuen Menschen macht, allein Frieden und Seligkeit giebt für Zeit und Ewigkeit. Und für diese gesteigerte Anforderung ist noch heute kein besseres Hülfsmittel zu finden als der nach Luthers eigener Anleitung, nicht nach fremden Schablonen ausgelegte kleine Katechismus, weil er von keinen andern Gegenständen des Glaubens weiß, als solchen, die unmittelbar dem Gewissen und Herzen sich als Wahrheit erweisen, die unmittelbar Gegenstände des wirklichen Glaubens d. h. des Vertrauens sind, weil alle seine Sätze nur eine Auslegung dessen sind, was Christus für uns bedeutet, weil er durchweg darauf angelegt ist, von immer neuen Seiten das Ganze des persönlichen Christenlebens anzueignen. Auch uns gilt darum bei seinem Gebrauche die Forderung und die Verheißung, mit der Luther ihn einstmals hinausgesandt hat, grade heute wieder in vollem Umfange: „Darum siehe darauf, Pfarrherr „oder Prediger, unser Amt ist nun ein ander Ding worden, „denn es unter dem Pabst war, es ist nun ernst und heilsam „worden; darum hat es nun viel mehr Mühe und Arbeit, „Fahr und Anfechtung, dazu wenig Lohn und Dank in der „Welt. Christus aber will unser Lohn selbst sein, so wir „treulich arbeiten, das helfe uns der Vater aller Gnaden, „dem sei Lob und Dank in Ewigkeit durch Christum unsern „Herrn. Amen!“

Anmerkungen.

[1]) Dazu vergleiche die instructive Stelle Ex. Opp. lat. XII, p. 5. E. A. Auf die Frage, wie geschieht es, daß man ein verus cultor Dei, der von cupiditas und fiducia rerum frei ist, wird, lautet die Antwort: Ita fiet, fides Christi tollit omnem fiduciam sapientiae justitiae virtutis propriae, docens, quod nisi ipse pro te mortuus esset teque servaret, nec tu nec omnis creatura tibi posset prodesse, ac sic oritur omnium contemtus. At ubi audis, quod pro te passus est, et credis, iam oritur fiducia in eum et amor dulcis, et sic periit omnis rerum affectus ut inutilium, et oritur aestimatio solius Christi, ut rei necessariae vehementer, remansitque tibi nonnisi solus Jesus, solus satis et sufficiens tibi, ita, ut de omnibus desperans unicum habeas hunc, in quo omnia speres ideoque super omnia eum diligas. At Jesus est verus, unus, solus Deus, quem cum habes, non habes alienum Deum. Judaei vero timentes, ne alienum Deum haberent, si hominem Christum adorent, eo peius adorant alienum Deum, scilicet idola cordis sui, quae sibi de Deo fingunt. Hier ist es deutlich ausgesprochen, daß Luther den Glauben an die Gottheit Christi und das Vertrauen zu dem für mich Wirkenden identificirt. Vgl. auch Melancthon loci theol. 1535, C. R. XXI, p. 366. Sicut scriptura docet nos de filii divinitate non tantum speculative, sed practice (d. h. „nicht sowohl — als vielmehr"), hoc est jubet, ut Christum invocemus, ut confidamus Christo — sic enim vere tribuetur ei honos divinitatis etc.

[2]) Diese Gefahr gesteht Zezschwitz zu (Christenlehre S. 16. 17). Seine Lösung der Schwierigkeit, daß man einschärfen müsse, wie „Thatsünden" allerdings durch den Willen vermieden werden können, ist aber der Auslegung der beiden ersten Gebote und der durchgehenden Motivirung durch das „wir sollen Gott fürchten und lieben" gegenüber durchaus unzureichend.

Druck von Wilhelm Keller in Gießen.

Der evangelische Bund

und

seine Gegner.

Von

D. G. Warneck.

Der alte böse Feind
Mit Ernst er jetzt meint.
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1889.

Der sonntägliche Hund

letzte Quartier.

Es gehört zu den charakteristischen Erscheinungen auf dem Gebiete des christlichen Lebens in unserm Jahrhundert, daß sich eine Reihe freier Organisationen innerhalb der evangelischen Christenheit gebildet haben, um an ihrem Teil nach verschiedenen Richtungen hin reichsgöttliche Bau- und Rettungsarbeit zu thun. So die evangelische Heidenmission, die sog. innere Mission und der Gustav Adolf-Verein. Jede dieser Organisationen trat ins Leben, als die Zeit für sie erfüllet und das Bedürfnis nach ihr dringend geworden war; aber obgleich jede dieser Organisationen einen Mangel in der kirchlichen Thätigkeit konstatierte und zugleich diesem Mangel abzuhelfen suchte, so fand sie doch anfangs heftigen Widerspruch und zwar keineswegs allein bei solchen, welche sich gleichgiltig oder feindselig gegen die christliche Wahrheit stellten, sondern selbst bei kirchlich Gesinnten, ja sogar bei den kirchlichen Organen. Heidenmission, innere Mission, Gustav Adolf-Verein — sie sind sämtlich in der Lage gewesen, sich zur Linken und zur Rechten gegen Angriffe vieler Gegner verteidigen zu müssen. Heute ist diese Verteidigung, außer gegen einen Rest unbelehrbarer Angreifer kaum noch nötig; die Werke, welche diese freien Organisationen gethan, haben nach und nach die Stimmen der Gegner zum Schweigen gebracht, ja in Zustimmung verwandelt.

Die jüngste dieser freien Organisationen ist der Evan-

gelische Bund zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen. Auch diese Organisation trat ins Leben, als die Zeit für sie erfüllet war. In den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts bestand nicht bloß zwischen den indifferenten, sondern gerade zwischen den gläubigen Gliedern der römisch-katholischen und evangelischen Kirche ein gewisser Friedenszustand; da war ein Evangelischer Bund kein Bedürfnis.

Nach der Restauration des Jesuitenordens und besonders seit dem Pontifikate Gregors XVI. wurde systematisch an der Störung dieses Verhältnisses gearbeitet, erst ein hermetischer Abschluß herbeigeführt, dann eine fanatische Feindseligkeit genährt, dann eine der jesuitischen Führung urteilslos und blind ergebene Geistlichkeit herangebildet und endlich eine straffe Centralisation der hierarchischen Macht nach und nach ins Werk gesetzt, welche mit der päpstlichen Unfehlbarkeit gekrönt wurde. Aber diese zum Teil hinter den Kouliſſen sich vollziehende Mobilmachung zu einem Kriege gegen die evangelische Kirche blieb der großen Majorität der evangelischen Christen entweder völlig verborgen, weil sie sich um die Vorgänge im römischen Lager nicht kümmerte, oder sie wurde in ihrer Bedeutung unterschätzt, weil man sich ganz sicher fühlte. In dem Wahne, daß die Zeiten römischen Machteinflusses für immer vorbei seien, verlachte man sogar noch vor 2 Jahrzehnten den päpstlichen Syllabus. In dieser Zeit hätte man für die Gründung eines Evangelischen Bundes kein Verständnis gefunden.

Erst der unglückliche Ausgang des sog. Kulturkampfes, welcher die Macht Roms in ungeahnter Weise gestärkt hat, nahm die Decke von den Augen. Jetzt sah man, wie

durch hierarchische Centralisation, Dressurerziehung, Centrumspolitik und Preßbeeinflussung Rom eine Schar trefflich organisierter Truppen zu einem zielbewußten Kampfe gegen die evangelische Kirche mobil gemacht hatte. Früher hatte man das bekannte Wort Jörgs: „die päpstliche Kirche rüstet sich, ihre Scharen zu sammeln zur apokalyptischen Schlacht" für eine bloße rhetorische Phrase gehalten und der Weissagung des Kardinal Manning gespottet, daß diese Schlacht geschlagen werden solle „auf dem märkischen Sande". Aber die Machterstreckung des Papsttums innerhalb der letzten Jahre und die ebenso systematische Planmäßigkeit wie energische Dreistigkeit, mit welcher bis in die fernsten Heidenmissionsgebiete hinaus auf der ganzen Front auf die Zerstörung der evangelischen Kirche hingearbeitet wird, haben auch blöde Augen erkennen gelehrt, daß diese Parolen ernst zu nehmen sind. Wir stehen in der That am Anfang einer neuen Periode der Gegenreformation — jetzt ist ein Evangelischer Bund zur Wahrung der protestantischen Interessen ein Gebot der Notwendigkeit. Die Pflicht der Selbsterhaltung, die Pflicht der evangelischen Glaubenstreue zwingt uns dazu.

Trotzdem wird diesem Bunde viel Widerspruch entgegengebracht. Allerdings ist bei einer großen Anzahl der Gegner die anfänglich geradezu verurteilende Polemik bereits in eine abwartende Stellung umgeändert und haben die früher so oft gehässigen und verletzenden Angriffe einer sachlicheren und freundlicheren Besprechung Platz gemacht, für welche der Bund in mancher Hinsicht nur dankbar sein kann, da sie manches zur Klärung seiner

Ziele und Aufgaben beigetragen. Aber noch immer ist die Zahl der Gegner groß und am größten gerade in dem Lager, in welchem man das meiste Verständnis für die Notwendigkeit einer organisierten Abwehr gegen die römische Aggression finden sollte. Nun wird freilich auch der Evangelische Bund seine Hauptverteidigung durch seine Werke führen müssen. Gelingt es ihm, wie wir hoffen, je länger je mehr nicht bloß in der Abwehr römischer An- und Übergriffe, sondern in evangelischer Bauarbeit etwas Reelles und Positives zu leisten, so wird er dieselbe Erfahrung machen wie seinerzeit z. B. der Gustav Adolf-Verein, daß allmählich die Gegner Mitarbeiter werden.

Aber wer sind diese Gegner und was haben sie gegen den Bund?

Daß die Ultramontanen, deren herausfordernde Agitationen die Begründung des Bundes wesentlich veranlaßt haben, seine bittern Feinde sind, war natürlich nicht anders zu erwarten. Auch das kann den, welcher mit der ebenso dreisten wie verwilderten ultramontanen Presse einigermaßen vertraut ist, nicht überraschen, daß diese Feinde in der öffentlichen Meinung den Evangelischen Bund stehend als einen „fanatischen Hetzbund" verdächtigen, der den religiösen Frieden in einem paritätischen Staate gewaltsam störe. Wir sind durch den Ton, dessen sich die römische Presse in ihrer Polemik zu bedienen pflegt, wie an ein Schimpflexikon gewöhnt und hinlänglich vertraut mit ihrer virtuosen Taktik, dem evangelischen Gegner gerade diejenigen Vorwürfe ins Angesicht zu schleudern, welche mit Grund der Wahrheit dem römischen System gemacht werden müssen. So beschuldigen sie

z. B. mit der dreisteſten Stirn den Proteſtantismus der Intoleranz. Und das wagen dieſelben Leute, deren Kirche grundſätzlich und amtlich die Toleranz nicht bloß als einen „Unſinn“ bezeichnet, ſondern mit dem Fluche belegt und deren oberhirtlich approbierte Lehrbücher ſie für „gottlos und thöricht“ erklären und den Fürſten ausdrücklich verbieten ſie zu üben in Staaten, in welchen die katholiſche Kirche die herrſchende iſt. Und daß dieſe Konſequenz des Dogmas nicht bloß auf dem Papiere ſteht, auch nicht bloß vorzeiten, wie die Geſchichte es hundertfältig bezeugt, in der Praxis ausgeübt worden iſt, ſondern ebenſo in der Gegenwart in der Praxis ausgeübt werden ſoll, das verſichern uns mit unmißverſtändlicher Offenheit oberhirtlich, ja päpſtlich autoriſierte Zeitungen, wenn ſie ausdrücklich bekennen: daß ſie für ſich ſelbſt die Religionsfreiheit in Anſpruch nehmen in Ländern, wo die Römiſchen in der Minderzahl ſich befinden, dieſe Freiheit aber den Proteſtanten nicht gewähren werden von dem Augenblicke an, wo ſie die Majorität bilden. Und ſolche Leute, welche uns geradezu ins Angeſicht ſagen, „daß ſie ſelbſt niemals tolerant ſein würden gegen die Proteſtanten,“ haben die Stirn uns der Intoleranz zu beſchuldigen!! Nun, die Mahnung iſt kaum nötig, unſrerſeits ja nicht gleich mit gleich zu vergelten; denn auf proteſtantiſcher Seite wird die Toleranz viel mehr übertrieben, als verletzt; ja der Vorwurf iſt nicht unbegründet, daß auf proteſtantiſcher Seite oft eine förmliche Koketterie mit der Toleranz getrieben wird. Jedenfalls iſt es eine charakteriſtiſche Thatſache, daß in proteſtantiſchen Ländern: Deutſchland, England, den Ver-

einigten Staaten die römische Kirche eine weit größere Freiheit der Bewegung genießt, als in den meisten katholischen, beispielsweise in Frankreich und verschiedenen katholischen Staaten Amerikas. Und ist es nicht eine seltsame Ironie, daß der die Ketzer mit dem Fluche belegende Papst an protestantische Fürsten und Länder, ganz speciell an den protestantischen deutschen Kaiser, die Zumutung richtet, ihm wieder zu einem weltlichen Besitz zu verhelfen, innerhalb dessen der evangelische Glaube gewaltthätig unterdrückt werden würde!!

Nun, wie mit dem Vorwurfe der Toleranz, so stellen auch mit dem der Friedensstörung unsre ultramontanen Feinde die Sache geradezu auf den Kopf. Nicht der Evangelische Bund hat den Frieden gestört, sondern die Störung ist auf systematische Weise längst durch die Ultramontanen geschehen und wer wissen will, wo die „Hetze" getrieben wird, dem raten wir ein Jahr lang nur einmal ein paar ultramontane Blätter wie die „Germania", den „Leo", die „Eichsfeldia", die „Köln. Volkszeitung" und die Bonifatius-Broschüren zu lesen.

Wenn der unfehlbare Papst den Protestantismus als die Quelle aller Übel, alles Unglaubens, aller Revolution, des Kommunismus und Nihilismus verlästert, wenn er die evangelischen Missionare als „Betrüger", ja als „Diener des Satans beschimpft, die nur das Reich des Teufels ausbreiten;" wenn die officielle römische Dogmatik erklärt: „der Protestantismus ist in religiöser Hinsicht, was in natürlicher Hinsicht die Pest ist;" wenn in römischen Katechismen es als eine religiöse Pflicht bezeichnet wird: „den Protestantismus mußt du hassen von ganzem

Herzen;“ wenn eine Bonifatius-Broschüre höhnend ausruft: „Schwesterkirche? die eine heilige katholische und apostolische Kirche hat keine Schwester . . . daß der Riß zwischen Katholizismus und Protestantismus immer größer wird, ist ein wahres Glück“ — so kann doch kein Mensch darüber zweifelhaft sein, auf welcher Seite das Hetzgeschäft besorgt wird. Und wenn erst jüngst auf der Generalversammlung des Krefelder Zweiges des katholischen Bonifatiusvereins unter rauschendem Beifall der Zuhörer prahlerisch versichert wurde: „Wir wollen die katholische Kirche zu einem herrlichen Bau in Norddeutschland entfalten . . . suchen wir gerade im Norden Deutschlands immer neue Pfarreien zu gründen und das katholische Leben dort zu hegen;“ wenn wir dazu aus dem Munde eines ultramontanen Agitators vernehmen, es werde planmäßig auch durch die Ausbreitung eines Netzes von Ordensniederlassungen auf eine Gegenreformation gerade in dem evangelischen deutschen Norden hingewirkt; wenn wir endlich sehen, wie zur Ausführung dieser Pläne ausgedehnte Besitzerwerbungen gemacht und Einwanderungen von Katholiken organisiert werden — so fragen wir: ob es der Evangelische Bund ist, der den Frieden stört, wenn er behufs der Verteidigung des evangelischen Besitzstandes zur Wehre ruft? Die Friedensstörungen gehen von Rom aus; Rom hat uns den Krieg erklärt; unsre Abwehr ist Notwehr. Auf der evangelischen Seite hat man aus übertriebener Friedensliebe viel zu lange sich die römischen Herausforderungen gefallen lassen und dadurch die Ultramontanen in ihren Anmaßungen nur bestärkt.

Was versteht der jesuitische Ultramontanismus unter

Frieden in einem paritätischen Staate? Nichts anderes als das Recht der freisten Bewegung für sich selbst in den Angriffen auf seine Gegner, und die Pflicht seiner Gegner ihrerseits, alle diese Angriffe sich schweigend gefallen zu lassen. Sobald wir uns gegen die römischen Angriffe, Agitationen, Unterminierarbeiten, Schmähungen, Geschichtsfälschungen auch nur wehren, ja sobald wir nur gegen sie mucksen, so schreien die Herren Ultramontanen mit einem großen Geschrei über Unduldsamkeit und Friedensstörung. Und dieses Geschrei setzen sie so lange fort, bis wenigstens einige kurzsichtige Protestanten in der Presse oder noch lieber in amtlichen Stellungen glauben, es geschehe den unschuldigen Lämmern, die nie ein Wässerchen getrübt, wirklich ein Unrecht. Als z. B. auf einem thüringischen Gymnasium der einzige katholische Schüler, ein Sextaner, in aller Harmlosigkeit an den Morgenandachten teilnahm, da ging ein Schrei der Entrüstung durch die ultramontane Presse; wenn aber in katholischen Schulen evangelische Schüler und in katholischen Hospitälern evangelische Kranke planmäßig bearbeitet werden, den Glauben ihrer Kirche zu verleugnen und wir bringen das auch nur an die Öffentlichkeit, so werden wir als Friedensstörer verdächtigt. So sehr haben wir unsre ultramontanen Gegner durch unsre Friedensliebe verwöhnt, daß sie dem Evangelischen Bund jetzt geradezu ein Verbrechen daraus machen, wenn er der evangelischen Christenheit zuruft: wache auf, der du schläfst, und setze dich zur Wehre!

Es ist schon schlimm genug, daß wir uns in der Position der Abwehr befinden und es liegt darin für die schlafende evangelische Christenheit eine schwere Anklage.

Der Romanismus ist der Angreifer auf allen Gebieten: auf dem politischen, auf dem literarischen, auf dem kirchlichen, auf dem religiösen; auf dem politischen durch die Organisation des Centrums, auf dem literarischen durch eine zielbewußte, einheitlich organisierte Presse, auf dem kirchlichen durch eine systematisch organisierte Eindrängung, auf dem religiösen durch eine bis an die Verheidnischung grenzende Romanisierung des Christentums. Durch diese von lange her vorbereiteten Angriffe Roms ist neben der evangelischen Kirche unser Vaterland, ist unsre Schule, ist die Geschichte, ist der ehrliche Wahrheitssinn in Gefahr. Und wenn der Evangelische Bund auf diese Gefahr jetzt aufmerksam macht, wenn er um Gehör zu finden ein wenig mit den Glocken läutet, wenn er in der evangelischen Christenheit eine Landwehr zu organisieren sucht zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, so erinnert er nur an eine lange versäumte Pflicht und es wird ihn nicht beirren, so die ultramontane Presse ihn als „Hetzbund" denunziert. Es wäre verschwendete Mühe, sich mit Gegnern verständigen zu wollen, welchen — soll man sagen die Fähigkeit oder der Wille oder beides zusammen fehlt, um den Balken im eignen Auge zu schauen, bevor sie über den Splitter im Auge ihres Nächsten richten.

Wenden wir uns nun zu den Gegnern des Bundes unter unsern eignen Kirchengenossen.

Da ist zuerst die große Klasse der Indifferenten, denen das ernste Interesse an der religiösen Wahrheit und

darum auch das evangelisch-kirchliche Ehrgefühl fehlt. Bei ihnen ist es überflüssig nach Gründen zu fragen, warum sie von dem Evangelischen Bunde nichts wissen wollen, denn sie haben keine. Man wird ja nicht sagen können, daß es diesen Leuten geradezu einerlei sei, ob sie evangelisch oder römisch-katholisch heißen, obgleich es auch an solchen nicht fehlt; aber sie mögen heißen wie sie wollen — jedenfalls machen sie von ihrem Glauben keinen Gebrauch. Die evangelische Kirche und die Heilswahrheit, auf welche sie gegründet ist, ist ihnen nicht so viel wert, daß sie sich um ihrer willen irgendwelche Sorge machten. Dieser indolenten Masse gegenüber würde es eine vergebliche, jedenfalls eine ungenügende Arbeit sein, die Notwendigkeit einer Organisation zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen, wie der Evangelische Bund sie bezweckt, zu beweisen; es könnte auch dem Bund an solchen Bundesgenossen nichts gelegen sein. Hier muß die Arbeit tiefer gehen. Hier handelt es sich in erster Linie nicht darum, das protestantische, sondern das religiöse Gewissen zu erwecken, damit vorerst die Frage wieder zu einer Lebensfrage werde: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Diese Frage, welche einst der Reformation Luthers den fruchtbaren Boden für seine evangelische Säearbeit bereitete und die Männer stellte, welche in Wahrheit sangen:

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib
Laß fahren dahin!
Das Reich muß uns doch bleiben —

diese Frage muß — besonders in der protestantischen **Männerwelt** — zuvor wieder zu einer brennenden, zu

einer wirklichen Lebensfrage werden, wenn der Indifferentismus überwunden und aus bisher religiös Gleichgültigen Mitarbeiter an dem Werke des Evangelischen Bundes gewonnen werden sollen. Wächst erst die Zahl solcher protestantischer Männer, *denen es ein wirklicher Ernst ist, daß und wie sie selig werden*; wächst mit der ehrlichen Sorge für das eigne Seelenheil das ehrliche Fragen nach der Wahrheit, die aus Gott ist, so wird auch bald das Interesse an der evangelischen Kirche und mit diesem Interesse das evangelisch-protestantische *Ehrgefühl* wachsen und damit das Verständnis für und die Mitarbeit an den Aufgaben des Evangelischen Bundes.

Sehr nahe den Indifferenten stehen die *Kampfesmüden*. Viele derselben haben sich in dem sog. Kulturkampfe die Finger verbrannt und wie gebrannte Kinder scheuen sie nun das Feuer. Dieser Kulturkampf, der seinem Wesen nach unter politischen, nationalen und religiös-freisinnigen Gesichtspunkten geführt wurde, hat mit einem völligen Siege Roms geendet. Es waren bei Beginn desselben nur wenige Männer, welche, weil sie Rom kannten und weil sie die Waffen richtig taxierten, mit denen man gegen den Feind jenseit der Berge in den Kampf zog, ich sage: es waren nur wenige Männer, welche mit Bestimmtheit voraussagten, daß ein *so* geführter Kampf gegen den Romanismus notwendigerweise mit einer Niederlage des Staats wie mit einer Stärkung der Macht des Romanismus endigen und daß die ungerechterweise in Mitleidenschaft gezogene evangelische Kirche zuletzt die Kosten bezahlen werde; aber ihre Warnungen blieben — Stimmen der Prediger in der Wüste. Es ist

heute sehr billig, über die Fehler des Kulturkampfes zu reden; aber es ist sehr unbillig, wenn solche Leute, welche seinerzeit dröhnend die Kulturkampfpauke geschlagen haben, jetzt aufs hohe Pferd sich setzen, mit den Ultramontanen die Friedenspfeife rauchen und weil sie des Kampfes müde sind, von dem Evangelischen Bunde nichts wissen wollen. Diese Kampfmüdigkeit beruht auf einem psychologischen Gesetz der Reaktion: nach der Überanspannung tritt eine Abspannung ein, wo die nachhaltige Kraft zum Ausharren und die ihrer Sache gewisse Siegeszuversicht fehlt. Diese Abspannung ist jetzt thatsächlich in weiten Kreisen vorhanden. Der Gegner, mit welchem man sich unter Aufbietung aller staatlichen Machtmittel gemessen, hat glänzend gesiegt. Nun ist es gewiß richtig, daß dieser Sieg zum nicht geringen Teil der Gewandtheit der hervorragenden Führer des Centrums zu danken ist; aber noch richtiger ist es, daß die staatlichen Machtmittel, die man in Anwendung brachte, unzureichend waren, stumpfe Waffen, die dem Gegner nur die Haut ritzten. Die römische Kirche ist freilich selbst eine politische Macht, durch und durch eine Weltkirche, aber doch eine Kirche und darum stehen ihr religiöse Machtmittel zu gebote, die sie jedesmal in Anwendung bringt, wenn sie mit einer weltlichen Macht um die Herrschaft ringt, und diesen religiösen Machtmitteln hat der Staat keine ebenbürtige Gewalt entgegen zu setzen. Gegen einen Geist kann man nicht hauen, auch nicht gegen den römischen Geist. Nicht die Gesamtheit aller weltlichen Mächte, so oft sie die Sache auch in die Hand nahmen, haben durch Gesetze und staatliche Zwangsmittel die Reformation zustande gebracht, sondern Martin

Luther oder wie er so oft gesagt, „das Wort" hat es gethan. Der evangelische Geist hat den römischen Geist überwunden. Auch heute wird Rom nicht anders überwunden. Das war die Schwäche der Kulturkämpfer, daß sie weder sagen wollten:

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren,

noch sagen konnten:

Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.

Und das ist nun der Grund der Ermüdung bei so vielen nach dem Kulturkampf, daß sie die Macht der religiösen Wahrheit nicht kennen und darum auch an die Siegeskraft derselben nicht glauben. Der Ausgang des Kulturkampfes hat ein Doppeltes gezeigt: einmal, daß es eine Thorheit war, die Macht des Romanismus zu unterschätzen und sodann daß die Folge dieser Thorheit eine Verzagtheit ist, welche die Macht des Romanismus überschätzt, ja dieselbe fast für unüberwindlich hält. Der Evangelische Bund ist ein Protest gegen beides: gegen jene Thorheit und gegen diese Verzagtheit; und es kann ihm nur dann gelingen, die Kampfesmüden von ihrem Pessimismus zu heilen, wenn er thatsächlich erweist, daß in ihm jener evangelische Glaube lebt, von welchem die Schrift sagt, daß er der Sieg sei, der die Welt, auch die römische Welt, überwunden hat und fort und fort überwindet. Unser Kampf gegen Rom muß ein religiöser Kampf sein und nur wenn er unter dem religiösen Gesichtspunkte und mit Waffen geistlicher Ritterschaft ge-

führt wird, werden wir in ihm weder ermüden, noch unterliegen. Was Rom fürchtet, das ist nicht die weltliche Macht, noch viel weniger die liberale Phrase, sondern das Wort Gottes.

Zu den Kampfesmüden gehört aber noch die große Schar derer, welchen überhaupt jeder Kampf ein unliebsames Geschäft ist, und die Frieden Frieden rufen um jeden Preis. Es ist mir sehr unwahrscheinlich, daß der Evangelische Bund aus den Reihen dieser — man verzeihe mir den Ausdruck — Philister große Eroberungen machen wird. Es kann ihm auch an solchen Bundesgenossen ebenso wenig gelegen sein wie einem Heerführer an Soldaten, die bei der ersten besten Gelegenheit die Flinte ins Korn werfen.

An die Kampfesmüden reihen sich diejenigen, welche aus politischen Gründen es mit den Ultramontanen nicht verderben wollen. Ich gebrauche den Begriff Politik hier im weitesten Sinne des Worts als Staatspolitik, Parteipolitik, Preßpolitik und Geschäftspolitik.

Die hohe Staatspolitik übergehe ich am besten mit Schweigen, da ich nicht eingeweiht genug in sie bin, um ein Verständnis erstens dafür zu haben: warum die Macht der römischen Kirche so ungeheuer gestärkt werden mußte, indem der Papst als Schiedsrichter angerufen und zur Einmischung in innere Angelegenheiten unsres Vaterlandes von rein politischer Natur veranlaßt wurde; und zweitens dafür, warum die römische Kirche für die offene und geheime politische Opposition, in welcher ihre Wortführer beharren, mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen und

Bevorzugungen belohnt und dadurch das protestantische Ehrgefühl aufs tiefste gekränkt wird?

Aber eine allgemeine Bemerkung bezüglich der politischen Allianz mit Rom überhaupt ist hier doch nicht zu umgehen. Immer wieder behauptet die römische Kirche kühnlich: sie und sie allein sei die Universalhelferin in allen politischen und socialen Nöten. Sie preist sich den Regierungen an, um die Unterthanen im Zaume zu halten oder wie der klassische Hymnus in den „Kath. Jahrbüchern" lautet: „sie erbietet sich den Führern der Völker als eine große Schule der Unterwürfigkeit," während sie doch wiederum bei den Völkern als den Hort der politischen Freiheit sich aufspielt. Und die sociale Frage löst nach dem neusten von der Freiburger Katholikenversammlung ausgegebenen Schlagwort allein der Kapuziner; nimmt man aber gar seine Zuflucht zu dem „unfehlbaren" Papste, so ist ein sociales Paradies in ganz sichrer Aussicht. Es ist, als sei die alte Roma eine wahre Zauberin; nicht bloß weil sie im Besitz solcher Universalmedizin gegen die großen Schäden der Welt ist, sondern weil es auch am Ende des 19. Jahrhunderts selbst unter den Protestanten ganz gescheite Leute giebt, die ihr das glauben und darum die Allianz mit ihr suchen.

Sehen wir uns zunächst die Thatsachen an, welche das römische Selbstlob beleuchten. Abgesehen von den gerade nicht erfreulichen Erfahrungen, welche unser eignes Vaterland in den letzten Jahrzehnten von den politischen Liebesdiensten gemacht hat, die diese „große Schule der Unterwürfigkeit" dem deutschen Reiche geleistet — wo sind

die Herde der Revolution? Sind sie nicht in den rein katholischen Staaten Spanien, Frankreich, Italien, Mexiko, Südamerika? Warum hat denn hier, wo doch der böse Protestantismus die Macht Roms nicht gelähmt hat, diese „große Schule der Unterwürfigkeit" den Dienst versagt? Antwort: Darum, weil es ein natürliches Gesetz der Reaktion ist, daß die Unterwürfigkeitsdressur die Revolution nicht verhütet, sondern sie provoziert, geradeso wie die römische Glaubenstyrannei und das römische Aberglaubenssystem den Unglauben nicht besiegt, sondern erzeugt. Und was die sociale Frage betrifft — war etwa der weiland Kirchenstaat, in dem doch der Papst selbst regierte und es von Kuttenleuten wimmelte, ein sociales Paradies? Oder ist nicht in dem katholischen Musterlande Belgien die sociale Frage eine sehr eiternde Wunde? Wenn aber wie in Deutschland die römische Kirche allerdings eine große Rührigkeit entwickelt auf dem Gebiete dieser Frage — dient ihr diese Thätigkeit nicht wesentlich als ultramontanes Agitationsmittel? Und angenommen: Rom leistet vorübergehend politische Dienste, zeigt nicht die Erfahrung, daß dann stets ein sehr hoher Preis dafür hat gezahlt werden müssen? Ist nicht stets eine Erstarkung des Romanismus die Folge gewesen? Der Staat, welcher sich der Hilfe Roms in politischen Dingen bedient, gerät immer aus einer Scylla in eine Charybdis. Allerdings hat der Papst in der Septennatsfrage zur „Unterwürfigkeit" aufgefordert; aber abgesehen davon, daß der Erfolg ein mäßiger war; hat er etwa diesen Dienst umsonst geleistet? Dazu war diese Herausforderung zur Einmischung in die

innerpolitischen deutschen Angelegenheiten auch ein sehr zweischneidiges Schwert. Wer weiß, wenn der „Unfehlbare" in Rom sich wieder einmal einmischt in rein politische Angelegenheiten unsres Vaterlandes, vielleicht unaufgefordert und in Opposition gegen die deutsche Regierung — ob ihm dann nicht viel bereitwilliger gehorcht wird! Kurz, die Allianz mit Rom sowohl in Sachen der äußeren wie der innern Politik ist immer ein Verhängnis und wer unter ihrem Banne steht, kann selbstverständlich kein Freund des Evangelischen Bundes sein.

Ich komme nun zur Parteipolitik. Es ist böse, daß in unsern Parlamenten eine mächtige Partei vorhanden ist, das Centrum, welche die römisch-kirchlichen Interessen zu einer politischen Parole und ihre politische Stellung und Macht lediglich diesen Interessen dienstbar gemacht hat. Es ist dadurch eine unheilvolle Trübung ebenso in die religiöse Frage wie in die politische Parteistellung hineingetragen. So entschieden wir auch den Grundsatz vertreten, daß die Religion nicht bloß eine Privatangelegenheit des Individuums, sondern auch eine Sache des öffentlichen Lebens ist, daß das Christentum eine praktische Seite habe, welche auch die politischen, die socialen, die wirtschaftlichen Verhältnisse beeinflussen muß; ebenso entschieden müssen wir es als einen Mißbrauch der Religion bezeichnen, wenn sie die Fahne hergeben muß zu einer politischen Parteibildung und zum Mittel dient für politische Parteizwecke. Diese Hineintragung der kirchlichen Frage in das politische bezw. parlamentarische Leben, noch dazu in einem paritätischen Staate, die den Kulturkampf

provoziert hat, ist allerdings in dem katholischen Centrum in einer ganz einzigartigen Weise verwirklicht; aber leider haben auch die andern politischen Parteien die kirchliche bezw. die religiöse Stellung mit der politischen Parteistellung nicht wenig verquickt, so daß im großen und ganzen die konservative Partei mit den kirchlich positiven, die liberale mit den kirchlich freisinnigen, die Mittelpartei mit den kirchlichen Vermittlungsparteien sich deckt. Es ist ein Unglück, daß es so ist, ebenso ein Zeichen politischer Unreife wie kirchlicher Unfreiheit und religiöser Äußerlichkeit. Geistliche Dinge sollen geistlich gerichtet werden und es ist ein Verhängnis, daß sie bei uns nur so viel staatspolitisch und parteipolitisch gerichtet werden. Es trägt nicht wenig zur Verwirrung der kirchlichen Lage und zur Trübung der kirchlichen Kämpfe bei, daß bei uns wie fast alles, so auch die Religion unter dem Banne der Politik steht, ein Vorwurf, der übrigens die Liberalen noch weit schlimmer trifft, als die Konservativen.

Unter diesem politischen Banne leidet nicht wenig auch die Stellung zum Evangelischen Bunde, weil die politische Rücksichtnahme auf das Centrum im parlamentarischen Leben vielfach die Stellung in dem religiösen Kampfe wider Rom bestimmt. Um das Centrum für eigne Parteizwecke sich geneigt zu erhalten, will man es nicht vor den Kopf stoßen durch energische Anteilnahme an der Abwehr der römisch-kirchlichen Herausforderungen. Merkwürdigerweise ist (oder darf man jetzt sagen: war?) das am stärksten der Fall bei den Deutschfreisinnigen, die sich wenigstens bis vor kurzem im Schlepptau des Centrums befanden; bis zu einem gewissen Grade ist es

aber auch bei den Konservativen der Fall, die in der Verbindung mit dem Centrum einen Schutz sehen gegen mittelparteiliche und liberale Strömungen. Nun ist es ja, wie die parlamentarischen Dinge bei uns einmal liegen, gar nicht anders möglich, als daß die übrigen Parteien je und je ad hoc mit dem Centrum zusammengehen; aber wenn diese parlamentarische Taktik ein politischer Bann wird, der die kirchenpolitische Stellung Rom gegenüber, ja der die religiöse Stellung der Parteien beeinflußt, so ist das ein großes Unglück. Nun kann man ja nicht sagen, daß alle einzelnen Mitglieder der betreffenden Parteien wirklich unter diesem Banne stünden; aber die politische Parteirücksicht bildet unwillkürlich eine Art Luftscheide, welche sich wie eine Barriere auch vor den Evangelischen Bund legt. Diese Thatsache stellt dem Bunde eine ebenso schwere wie — wenn ihre Lösung gelingt — segensvolle Aufgabe; nämlich die: gegen die Verquickung des parlamentarischen Fraktionswesens mit der Stellung zu den kirchlichen Fragen und gegen die Verquickung des persönlichen politischen Parteistandpunkts mit der persönlichen religiösen Stellung lauten Protest von den Dächern zu predigen und es allmählich herbeiführen zu helfen, daß die großen religiösen Fragen der Gegenwart, auch die große Streitfrage, die uns in den Kampf wider Rom führt, endlich lediglich unter dem religiösen Gesichtspunkte verstanden und behandelt werde.

Es wäre nun noch manches zu sagen über diejenigen Politiker, deren Fahne ihre Richtung erhält nur durch den gouvernementalen Wind; ich will das aber lassen und nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß der

Evangelische Bund durch furchtlosen Freimut festere Charaktere zu erziehen helfen möge.

Ich komme jetzt zur Preß- und Geschäftspolitik. Wenn der Evangelische Bund irgend einen Bundesgenossen notwendig braucht, so ist das die protestantische Presse; aber leider hat uns dieser Bundesgenosse bis jetzt ziemlich im Stich gelassen. In steigendem Maße entwickelt der Ultramontanismus seit Jahren eine literarische Thätigkeit in wissenschaftlich gehaltenen Schriften, in populären Broschüren und Romanen, in zahlreichen Unterhaltungs- und Erbauungsblättern und vor allem in einer ausgedehnten politischen Tagespresse, von deren Umfang und Einfluß man im protestantischen Lager erst vereinzelt auch nur eine Kenntnis hat. Über die wissenschaftliche literarische Thätigkeit will ich nicht reden; es ist ja ziemlich bekannt, wie sie ausgerüstet mit dem Nimbus einer großen formalen Scheingelehrsamkeit wesentlich auf eine Umarbeitung der Geschichte nach dem römischen Dogma hinarbeitet und in der Geschichtsfälschung eine so erstaunliche Virtuosität entwickelt. Denn nächst dem Worte Gottes fürchtet Rom am meisten das Zeugnis der Geschichte. Glücklicherweise wird ihr evangelischerseits ebenso energisch wie erfolgreich entgegengetreten und die Männer der Wissenschaft, soweit sie kirchliches Interesse besitzen, stehen wohl sämtlich freundlich zu den Bestrebungen des Evangelischen Bundes.

Auch über die ausgebreitete ultramontane Broschüren- und Romanliteratur, die lediglich den Zweck verfolgt, ultramontanen Fanatismus zu wecken und zu pflegen, will ich hinweggehen. In verschiedenen Reihen von Flug-

schriften ist der Anfang gemacht, ihr wenigstens einigermaßen entgegenzutreten und wir kommen darin hoffentlich bald noch weiter. Aber hier fängt schon die Klage an: unsre d. h. die protestantische Tagespresse, die zu ihrer Verbreitung wesentlich beitragen sollte, nimmt von diesen Flugschriften wenig Notiz.

Seine ausgebreitetste Agitation übt der Ultramontanismus aber durch seine Tagespresse, die heute in mehr als 400 deutschen Blättern vertreten ist und deren Inhalt wie Ton in gleicher Weise voll Verletzungen der evangelischen Kirche, ihrer Geschichte, Lehre, Einrichtungen, Arbeiten und Arbeiter ist. Dieser ultramontanen Tagespresse eine evangelische entgegenzusetzen ist nur in beschränktem Maße, wesentlich auf dem Gebiete der religiösen Erbauung und teilweise auf dem der Unterhaltung möglich, auf dem politischen ist es unangänglich. Die gesamte politische Presse, soweit sie in protestantischen Händen ist, sollte hier eintreten. Aber wir haben traurige Erfahrungen gemacht. Während diese Presse und zwar die fast aller Parteischattierungen mit wenigen Ausnahmen oft genug sich ultramontane Kuckuckseier ins Nest legen läßt und oft genug Artikel und Notizen bringt zur Verherrlichung der Papstkirche, ihrer Institutionen und Erfolge, in letzter Zeit besonders gern auf dem Gebiete der Heidenmission, so dient sie nur selten oder in dürftiger Weise den protestantischen Interessen, tritt nur selten energisch gegen die römischen Anmaßungen, Angriffe und Verleumdungen auf, versagt uns oft den Dienst, wenn wir ihr apologetische Beiträge liefern, ja nicht selten befeindet sie ihre eigene evangelische Kirche. Der Evangelische Bund hat eine

„Kirchliche Korrespondenz für die deutsche Tagespresse" ins Leben gerufen, welche eine Fülle vortrefflichen Materials zur Wehre wie zur Lehre liefert; aber bis jetzt ist von ihr nur ein geringer Gebrauch gemacht worden. Gewiß liegt das zum nicht geringen Teil daran, daß vielen Leitern unsrer Tagespresse mit dem Verständnis für die religiösen Fragen das Interesse an der evangelischen Kirche und der protestantische Corpsgeist fehlt; aber es liegt auch in einer falschen politischen bezw. geschäftspolitischen Rücksichtnahme, denn leider steht ein nicht geringer Teil unsrer Tagespresse unter der Macht des geschäftlichen Interesses. Rom hat viel Geld; es kauft Zeitungen und Unterhaltungsblätter, ohne daß die Redaktionen wechseln und das Publikum den Wechsel merkt, es honoriert gut, es verspricht Abonnenten und Inserate oder droht mit dem Abfall der Abonnenten und Inserenten je nach der Haltung der Zeitung. Und das alles macht leider Eindruck. Nimmt man nun dazu, daß auch das politische Parteiinteresse die Rücksichtnahme auf die Ultramontanen gebietet, so ist hinlänglich erklärt, warum der Evangelische Bund bisher so dürftige Unterstützung, wenn nicht geradezu Befehdung in der protestantischen Tagespresse gefunden hat. Es ist schwer zu sagen, wie das anders werden soll. Der Evangelische Bund darf nicht ermüden, bei den Vertretern der Presse das protestantische Ehrgefühl zu wecken und immer neue Versuche zu machen, ihnen das Gewissen zu schärfen hinsichtlich ihrer Pflicht, mannhaft für die Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen einzutreten.

Wir kommen nun zu den grundsätzlichen Gegnern des Evangelischen Bundes. Obenan stehen diejenigen,

welche mit der römiſchen Kirche gewiſſe Sympathien haben. Die entweder aus Unkenntnis oder aus Bosheit gemachte Beſchuldigung muß allerdings mit allem Nachdruck gleich an der Schwelle abgewieſen werden, als ob die ſog. poſitiven kirchlichen Parteien römiſche Sympathien hätten. Es mag einzelne Perſonen in dieſen Parteien geben, denen dieſe Sympathien nicht fremd ſind; die Parteien als ſolche ſind ſo weit von ihnen entfernt, daß ſie ihrerſeits eine ziemlich geharniſchte Polemik gegen Rom führen, wie ſich jeder überzeugen kann, der ihre Organe lieſt. Es iſt eins von den vielen phraſenhaften Schlagworten, mit denen das politiſche wie das kirchliche Parteiweſen geradezu vergiftet wird, daß man die Poſitiv-Unierten heute noch mehr denn die Konfeſſionellen als eine hochkirchliche Partei verdächtigt, welche mit Rom kokettiere. Die Erfinder und Verbreiter dieſer vergiftenden Schlagworte ſind in der Regel in kirchlichen Dingen ziemlich unwiſſende und unzurechnungsfähige Leute. So ſcheinen ſie auch keine Ahnung davon zu haben, was hochkirchlich eigentlich bedeutet. Eine „hochkirchlich"-romfreundliche Richtung, wie ſie in der engliſchen Staatskirche exiſtiert und welche beſteht in der Vorliebe für romaniſtiſche ritualiſtiſche Gebräuche und eine hierarchiſche Kirchenordnung mit einem Epiſkopat an der Spitze, der ſich der apoſtoliſchen Succeſſion rühmt — eine ſolche Richtung exiſtiert bei uns nicht und am wenigſten wird ſie von den Poſitiv-Unierten als Partei vertreten. Dieſes Schlagwort iſt nur ein Schreckgeſpenſt, mit dem man Kinder zu fürchten macht. Die Beſtrebungen für eine größere Selbſtändigkeit der evangeliſchen Kirche, wie dieſe Partei ſie

vertritt, sind viel eher liberale als hochkirchliche Tendenzen.

Wenn wir von römischen Sympathien reden, so kann man überhaupt Parteien nicht für sie verantwortlich machen; sie finden sich bei Individuen, vielleicht bei mehr Individuen, als man denkt, aber sie sind weder bei kirchlichen noch bei politischen Parteien eigentliche Parteischibbolethe. Vielleicht könnte man von gewissen Kreisen reden, in denen sie besonders vertreten sind, etwa von aristokratischen, aber ich möchte auch das in dieser Allgemeinheit nicht thun.

Fragen wir also lieber: worin diese Sympathien bestehen? Es ist unleugbar, daß für den natürlichen Menschen die römische Kirche manches Bestechende hat, zumal jetzt nach ihrem großen Kulturkampfsiege. Da ist vor allem ihre wenigstens äußerlich imponierende Einheit, ihre geschlossene Macht, ihre zielbewußte Leitung, ihre vornehme Hierarchie, ihr fürstlicher Reichtum, ihre blendende Pracht, ihr sinnenfälliger Kultus, ihre menschenschmeichlerische Akkomodation, ihre fleischesbequeme Moral, ihr weltförmiger Heilsweg, ihre beruhigende Kirchenassekuranz, ihre ausgedehnte klösterliche Liebesthätigkeit — das alles hat für oberflächliche Leute aller Klassen, besonders aber für die vornehme Welt etwas sehr Berückendes, und Rom verfehlt nicht, diesen Vorteil nach Kräften auszubeuten. Wo man in diesen und vielleicht noch andern Dingen mit Rom sympathisiert, muß man natürlich eine Antipathie empfinden gegen den Evangelischen Bund. Was ist da zu thun? Gegen Sympathien und Antipathien läßt sich mit Gründen nicht viel ausrichten. Immerhin wird es die Aufgabe des Evan-

gelischen Bundes sein: das „übertünchte Grab" der römischen Kirchenherrlichkeit unermüdlich aufzudecken und den fleischlichen Blendungen dieser weltlichen Herrlichkeit gegenüber das schöne Schriftbild der wahren Kirche Christi, des Gottesdienstes im Geist und in der Wahrheit, des die Seele zum wirklichen Gottesfrieden führenden Heilswegs in seiner erhabenen biblischen Einfachheit und mächtigen Gotteskraft immer wieder zu zeichnen.

Aber es ist noch etwas anderes, was zu Rom hinzieht. Wie von einer Solidarität der politischen Interessen, so wird auch von einer Solidarität der religiösen Interessen mit Rom geredet. Nicht als ob man geradezu Sympathien hätte für die specifisch römische Art der Religiosität, obgleich es, wie eben bemerkt, auch an solchen nicht fehlt; sondern man erblickt in der römischen Kirche eine Bundesgenossin im Kampfe wider den Unglauben, da sie doch die großen Grundartikel des christlichen Glaubens mit uns gemeinsam habe. Nun abgesehen davon, daß Rom die Bundesgemeinschaft mit uns durchaus nicht will — ist es denn wahr, daß wir das wirkliche Grundwesen des Christentums mit ihr gemeinsam haben? In der katholischen Lehre steht allerdings das Apostolikum auf dem Papiere, aber in der kirchlichen Praxis treten die Grund- und Wesenswahrheiten des Evangeliums, tritt vor allem der Herr Jesus Christus selbst so völlig in den Hintergrund, daß im weitesten Sinne des Worts jene ultramontane Zeitung recht hat, welche versichert: „Wir haben das Christlich gestrichen und Katholisch an seine Stelle gesetzt." In St. Peter befindet sich unter hunderten von Bildern und Statuen der

Päpste und Heiligen nur eine Marmorgestalt Christi: nämlich der tote Christus auf dem Schoße der Maria! Das ist das treffendste Sinnbild der römischen Kirche. Der heutige Romanismus ist seinem Wesen nach Papsttum und Marientum, nicht Christentum im Sinne der heiligen Urkunden. Kirchliche Ceremonien haben die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit so völlig überwuchert, daß das katholische Christentum zu einer äußerlichen Abmachung von äußerlichen Gebärden herabgesunken ist. Dazu ist durch die abgeschmacktesten Wunderlegenden ein an Fetischismus grenzender Aberglaube förmlich gezüchtet worden, der den elementarsten christlichen Begriffen ins Angesicht schlägt. Eine Kirche, welche die Kreaturvergötterung legalisiert, das Christentum verheidnischt und die Gewissensknechtung zur höchsten Tugend macht, ist keine Bundesgenossin im Kampfe wider den Unglauben. Im Gegenteil: die römische Kirche, wie sie heute existiert, ist selbst die fruchtbarste Mutter des Unglaubens. Oder wie will man sonst die Thatsache erklären, daß in specifisch katholischen Ländern der Unglaube viel verbreiteter und radikaler ist, als in evangelischen? Ist es nicht erschreckend, daß bei der letzten Volkszählung in Frankreich 9684906 Franzosen erklärten, überhaupt zu keiner Kirche zu gehören? Und in Italien wird es nicht viel besser stehen. Es ist ein natürliches Gesetz der Reaktion, nach welchem die durch seine Menschenvergötterung, seinen Fetischismus und seine Gewissenstyrannei das Christentum entstellende römische Kirche den Unglauben hervorruft.

Es handelt sich hier allerdings um eine Solidarität

der religiösen Interessen, aber nicht um eine solche, die uns zur Bundesgenossenschaft, sondern die uns zur Bekämpfung der römischen Kirche treibt. Denn um der Sünden Roms willen ist der christliche Glaube überhaupt in Gefahr weggeworfen zu werden, weil der Unglaube wenigstens den Schein eines Rechts zu besitzen wähnt, wenn er das Christentum überhaupt ablehnt, da die römische Karikatur desselben ihm ein Greuel ist. Wir bekämpfen also nicht den Unglauben, sondern wir stärken und vermehren ihn, wenn wir religiöse Kämpfe mit Rom gemeinsam führen. Es ist schlimm, daß es so ist; es ist schlimm, daß wir einen doppelten Feind haben; aber es ist noch schlimmer, wenn wir den einen Feind, nämlich Rom, für einen halben Freund halten, mit dem wir uns verbinden dürften. Von diesem Bündnis hat nur der Ultramontanismus, aber nicht die Sache des Christentums Gewinn.

Endlich kommen wir zu denjenigen Gegnern des Evangelischen Bundes, welche wir besonders gern zu seinen Freunden und Mitarbeitern gewinnen möchten, zu den rechtsstehenden, den sog. positiven kirchlichen Parteien angehörenden Männern.

Was haben diese gegen den Bund? Zuerst sagen sie: Der Evangelische Bund sei überhaupt überflüssig. Wohlgemerkt: sie sagen nicht: die Abwehr, selbst die organisierte Abwehr gegen Rom sei überflüssig, sondern dieselbe sei bereits da, teils im Gustav Adolf-Verein, teils im Verein für Reformationsgeschichte, teils und vor allem in der organisierten Kirche. Die evan-

gelische Kirche, so lautet das Schlagwort, ist selbst der Evangelische Bund.

Bezüglich der beiden ersten Punkte genügt zur Widerlegung die einfache Thatsache, daß der Vorsitzende des Gustav Adolf-Vereins Vorstandsmitglied und die hauptsächlichsten Anreger des Reformationsgeschichtsvereins Freunde des Evangelischen Bundes sind. Das sind doch kompetente Männer, die am besten zu beurteilen wissen müssen, daß gerade die Aufgaben, welche sich der Evangelische Bund gestellt hat, andre sind als die von den genannten Vereinen ins Auge gefaßten.

Viel wichtiger ist der dritte Punkt: Die evangelische Kirche sei selbst der Evangelische Bund. Wie schön, wenn das wahr wäre! Es würde ja das Idealste sein, wenn wir überhaupt keine freien Vereine brauchten, wenn die evangelische Kirche, d. h. hier ihre amtlich geordneten Organe alle die Aufgaben thatsächlich lösten, welche jetzt in den Händen freier Vereine liegen. Aber dieser Idealismus ist eben keine Wirklichkeit und praktische Männer rechnen mit Wirklichkeiten. Die organisierte Kirche hat weder die äußere noch die innere Mission, weder den Gustav Adolf-Verein noch die Diakonissensache ins Leben gerufen; und wenn heute, wo die kirchlichen Organe zu all diesen Bestrebungen der freien christlichen Liebesthätigkeit freundlich stehen, aus überkirchlichem Eifer die Forderung erhoben wird: daß diese sämtliche von freien Organisationen getriebene Arbeit verkirchlicht, d. h. von den kirchlichen Organen geleitet werden sollte, so darf man kühnlich behaupten, daß alle auf diesen Gebieten sachverständigen Männer in überzeugender Weise den Beweis

zu führen vermögen, daß dies eine unausführbare Forderung ist.

Der Evangelische Bund befindet sich in ganz ähnlicher Lage. Man hat gesagt: „Wenn unsre Kirche unter ihrem Summepiskopus mit den Mitteln der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung jene Aufgaben — nämlich die der Bekämpfung der ultramontanen Aggression — nicht lösen kann, so ist kein freier Verein denkbar, der diesem Riesenkampfe gewachsen ist.“ Ich kann mir nicht helfen, aber mir erscheint dieser Einwurf gleich manchem andern ebenso schwach wie ein Verlegenheitszeugnis. Thatsächlich liegen die Dinge gerade umgekehrt. „Riesenkämpfe,“ denen die organisierte Kirche mitsamt „ihrem Summepiskopus und allen Mitteln der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung“ nicht gewachsen war, haben die freien Vereine gelöst oder doch wenigstens die Lösung mit Erfolg in die Hand genommen. Die Heidenmission z. B. ist doch gewiß eine „Riesenaufgabe“ und es sind freie Vereine, denen nach Gottes deutlicher Führung sie anvertraut ist. Lassen wir den Summepiskopus beiseite, auf welchen zumal in einem paritätischen Staate bei dem Kampfe wider die römische Kirche schwerlich zu rechnen sein darf, sehen auch davon ab, daß die „Mittel der kirchlichen Gesetzgebung“ und gar die der „Verwaltung“ erfahrungsmäßig keine großen Dinge thun, so gilt es hier eben eine doppelte Arbeit: eine amtliche in Regiment, Predigt, Unterricht, Seelsorge, und eine außeramtliche z. B. auf dem Gebiete der Presse, der Abwehr der im Geheimen schleichenden ultramontanen Unterminierarbeit, der Organisation in kirchlichen Männervereinen, der freien Diakonie u. dgl.

Die amtlich organisierte Kirche ist nicht einmal imstande, die evangelische Diaspora ausreichend zu versorgen; es muß ihr daher jede Hilfe willkommen sein, welche die freie Vereinsthätigkeit gegen das Vordringen Roms ihr leistet.

Aber sehen wir uns die einzelnen Kirchenorgane genauer an. Da ist zuerst das Pfarramt mit den kirchlichen Gemeindeorganen. Ohne Zweifel liegt ein wichtiger Teil der Wahrung der evangelischen Interessen in ihrer Hand. Nicht bloß in negativer Beziehung, daß sie der römischen Propaganda in der Einzelgemeinde wehren, sondern auch in positiver Beziehung, daß sie das evangelische Bewußtsein, Gewissen und Ehrgefühl wecken, daß sie wachen über die Mischehen und die evangelische Kindererziehung, vor allem, daß sie die Gemeinde fest gründen im evangelischen Glaubensleben. Aber abgesehen davon, daß eine specielle Organisation wie der Evangelische Bund zu all dieser Thätigkeit in der Einzelgemeinde anregt und für sie das Gewissen schärft, so bleiben ihr auch eine Menge Aufgaben, welche völlig über die Kräfte der kirchlichen Gemeindeorgane hinausgehen. Der uns aufgenötigte Kampf gegen die römischen An- und Übergriffe macht eine Mobilmachung der gesamten evangelischen Christenheit und eine allgemeine Organisation notwendig; es muß eine Stelle geschaffen werden, welche die gesamte ultramontane Agitation überschaut und von der aus die Gegenwehr einheitlich und umfassend geleitet wird. So gilt es, um nur einiges zu nennen, außer der so wichtigen einheitlichen Preßthätigkeit, eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung, eine Geltendmachung protestan-

tischen Rechts bei den staatlichen Organen, eine kraftvolle Intervention auf augenblicklich bedrohten Punkten u. dgl., was alles sowohl die Leistungsfähigkeit der kirchlichen Organe der Einzelgemeinden weit übersteigt, als auch, wenn es von ihnen gethan werden könnte, des kräftigen Einflusses entbehren würde.

Auch von den synodalen Organen werden nüchterne und praktische Männer eine durchgreifende organisierte Thätigkeit in dieser Richtung nicht erwarten. Des ganz zu geschweigen, daß diese Organe bis heute überhaupt nur einen sehr mäßigen Einfluß geübt, so liegt es auch in ihrem Charakter als nur vorübergehend und nach längeren Zwischenpausen fungierenden Korporationen, deren verfassungsmäßige Gerechtsame ziemlich beschränkt sind und denen die Macht fehlt, ihre Beschlüsse zu Thaten zu machen, daß auf sie nur in einem sehr beschränkten Maße gerechnet werden kann.

Es bleiben also nur die eigentlichen kirchenregimentlichen Organe. Was wünschten wir lieber, als daß diese Organe in allen kirchlichen Dingen, auch in der Abwehr gegen Rom, die Führung hätten. Aber es gehört ein großes Maß kindlicher Naivität dazu, sich vorzureden: sie besäßen in Wirklichkeit diese Führung oder sie würden sie in absehbarer Zeit erhalten. Was speciell die Führung in dem Kampfe wider Rom betrifft, so sind unsre kirchenregimentlichen Organe schon dadurch in der freien Initiative ganz wesentlich gehemmt, daß sie staatliche Behörden sind und das ganz besonders in Zeiten, wo die römische Kirche unter staatlicher Begünstigung steht. Dazu ist ihre Macht sehr beschränkt. Auf der letzten Jahresversammlung

des Gustav Adolf-Vereins in Halle erklärte ein hervorragendes Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrates, als von dieser Behörde eine kräftigere Unterstützung der bedrängten evangelischen Diaspora erbeten wurde: ultra posse nemo obligatur, und ein hochangesehener General-Superintendent, der kein Mitglied des Evangelischen Bundes ist, sprach das charakteristische Wort: „Das Kirchenregiment kann Kirchen buchen, aber nicht bauen." Nach solchen maßgebenden Zeugnissen würde ich fürchten, eine überflüssige Arbeit zu thun, wollte ich mich noch weiter erschöpfen in der Anführung von Gründen dafür, daß auch die kirchenregimentlichen Organe nicht imstande sind, die Aufgaben zu lösen, welche der Evangelische Bund sich gestellt hat.

Aber, heißt es zum andern: Diese Aufgaben erscheinen uns nicht klar genug, um unsrerseits dem Bunde beizutreten. „Wir vermissen greifbare Ziele." Der Evangelische Bund hat beispielsweise, um der Propaganda der katholischen barmherzigen Schwestern thatsächlich entgegen zu treten, die weibliche Gemeindediakonie in den Kreis seiner Thätigkeit gezogen und ist in dieser Richtung bereits zur Gründung eines eignen Diakonissenhauses vorgeschritten. Das ist doch gewiß eine „klare Aufgabe" und ein „greifbares Ziel". Dennoch schreibt ein von uns hochgeschätzter Gegner des Bundes: gerade dies zeige, „daß man um Gesichtspunkte verlegen sei." Ja, wenn man selbst eine solche Aufgabe eine „flatternde Fahne", ein „unklares Losungswort" nennt, dann müssen wir darauf verzichten, unsern Gegnern unsre Aufgaben klar machen zu können. Ich will das Programm des Bundes, welches in ganz bestimmten

Umriſſen ſeine Aufgaben und Ziele charakteriſiert, nicht citieren, da ich es als bekannt vorausſetzen darf; vermutlich würde es die Gegner auch nicht überzeugen. Aber ich glaube, daß ſchon die bisherigen Andeutungen genug greifbare Aufgaben des Bundes gezeigt haben. Auch unſern Gegnern von rechts iſt die große der evangeliſchen Kirche von Rom drohende Gefahr bekannt; beraten ſie doch ſelbſt ernſtlich darüber, wie, mit welchen Mitteln ihr am erfolgreichſten entgegengearbeitet werden könne. Sie ſind alſo ſelbſt im Suchen begriffen. Nun ſoll man doch nicht mit zweierlei Maß meſſen, wenn der Evangeliſche Bund zum Teil auch noch am Suchen und nicht ſofort mit allſeitig fertigen Ratſchlägen auf den Plan getreten iſt. Es geht eben dem Evangeliſchen Bunde, wie es auch andern freien Arbeitsorganiſationen gegangen iſt, z. B. der Stadtmiſſion: man hat im Anfang wohl in beſtimmten Umriſſen ein klares Ziel vor Augen; aber die Einzelaufgaben, die man löſen muß, um das Ziel zu erreichen, treten in ihrer konkreten Klarheit erſt mit der wachſenden Arbeit hervor. Der Evangeliſche Bund hat durch Wort und Schrift dem evangeliſchen Volke die Augen zu öffnen geſucht über die der evangeliſchen Kirche wie dem deutſchen Vaterlande von dem Ultramontanismus drohende Gefahr und ihm das Gewiſſen zu wecken geſucht, daß es hält, was es hat, um ſeine Krone nicht zu verlieren; und ſoweit ich ſehe, iſt es in der kurzen Zeit ſeines Beſtehens auch gelungen, die öffentliche Meinung in dieſer Richtung wirklich zu beeinfluſſen. Der Bund hat eine nicht unbeträchtliche Preßthätigkeit entwickelt und dieſelbe iſt durchaus nicht vergeblich geweſen: Es ſind eine große Anzahl

von kirchlichen Männervereinen ins Leben gerufen worden, von denen zum Teil nachweisbar ist, daß sie zur kirchlichen Belebung der Gemeinde nicht wenig beigetragen haben. Der Bund hat verschiedene Eingaben gemacht an hohe staatliche Behörden, um über unparitätische Behandlung der evangelischen Kirche Klage zu führen. Er hat die Sache der evangelischen Gemeindediakonie in die Hand genommen und zu diesem Zweck die Gründung eines eignen Diakonissenhauses beschlossen. Die Bildung und Pflege evangelischer Arbeitervereine steht gleichfalls auf seinem Programm. Er hat sich endlich nach Kräften bemüht, den kirchlichen Frieden zu pflegen; eine bei den vielen Angriffen, ja selbst Verdächtigungen, die er erfahren, manchmal etwas selbstverleugnungsvolle Arbeit, bezüglich welcher ihm aber auch seine Gegner bezeugen werden, daß es ihm mit ihr ernst gewesen ist. Das alles ist bei der Jugend des Bundes und bei der Schwierigkeit der Sache doch gewiß etwas. Dazu hat er ziemlich viel mit der Werbung um Mitglieder und mit seiner Organisation zu thun gehabt. Andre Aufgaben werden folgen; aber es ist weder praktisch, zu viel auf einmal in Angriff zu nehmen, noch weise, alles, was geplant ist, sofort an die große Glocke zu hängen. Daß der Bund eine Organisation ist ebenso zur Wehre gegen den ultramontanen Angreifer wie zur Stärkung des evangelischen Gemeindelebens, das ist ein Ziel, welches selbst in dieser Allgemeinheit allgemein verständlich ist.

Wir kommen endlich zu dem letzten und wie ich glaube ausschlaggebendsten Einwurfe von rechts her, der rund und kurz lautet: Die Bundesgenossenschaft

gefällt uns nicht. Allerdings ist es eine Thatsache, daß bis heute der Bund vorwiegend aus solchen Männern besteht, welche teils — und das ist wohl die Majorität — der sog. kirchlichen Mittelpartei angehören, teils etwas weiter nach links stehen. Das ist aber durchaus nicht beabsichtigt gewesen. Man hat von Anfang an ernstlich auch um solche Männer geworben, welche Mitglieder der konfessionellen oder positiv unierten Partei sind; man wollte grundsätzlich die trennenden Parteiunterschiede von dem Evangelischen Bunde fern halten und daher in ihm Männer aller Parteischattierungen innerhalb der deutschen evangelischen Landeskirchen sammeln. Leider ist es aber bis heute ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz von rechts her, der dem Bunde beigetreten ist; in größerer Zahl ist es nur geschehen in solchen Gegenden unsres Vaterlandes, wo man den Ultramontanismus von nahem kennt und wo die Gefahr auf die Nägel brennt. Daß die Weitherzigkeit aber ihre Grenzen hatte, geht deutlich daraus hervor, daß man in das Bundesstatut einen sog. Bekenntnisparagraphen aufnahm, welcher lautet: „Der Evangelische Bund bekennt sich zu Jesu Christo dem eingebornen Sohne Gottes als dem alleinigen Mittler des Heils und zu den Grundsätzen der Reformation.“ Dieses kurze Bekenntnis sollte eine sammelnde Fahne und zugleich ein Schutz gegen solche kirchlich freisinnige Elemente sein, welche Leugner der Grundwahrheiten des Evangelii sind.

Nun ist leider gerade dieses Bekenntnis ein Stein des Anstoßes geworden; es hat wohl von links die bezeichneten Elemente, aber auch viele Freunde von rechts fern ge-

halten. Dies Bekenntnis, sagt man, ist zu allgemein und zu weit, und gewährt keine Garantie gegen eine verflüchtigende Deutung. Es wird zugegeben werden müssen, daß diesem Vorwurfe eine gewisse Berechtigung nicht fehlt; aber erstens bitten wir unsre Gegner: die Männer, welche dieses Bekenntnis aufgestellt, doch nicht von vornherein für Falschmünzer zu halten und den Bund nicht verantwortlich zu machen für eine Glaubenslosigkeit, gegen welche er aufs entschiedenste protestiert oder für die Polemik derjenigen kirchlichen Linken, mit welcher er keine Gemeinschaft hat; und zweitens fragen wir: ob überhaupt ein kurzes Bekenntnis aufgestellt werden kann, welches sowohl allgemein befriedigt, wie einen absoluten Schutz gegen Mehrdeutigkeit gewährt. Und kurz mußte das Bekenntnis des Bundes doch sein und auch weit genug, um in dem Kampfe gegen den äußeren Feind alle diejenigen Männer zu sammeln, welche mit dem Glauben an die evangelischen Grundwahrheiten Liebe gegen ihre evangelische Kirche verbinden. Es giebt wohl keine schwierigere und undankbarere Aufgabe in der Gegenwart, als ein Bekenntnis aufzustellen und fast scheint es, als ob besonders heute die Bekenntnisse nicht da seien zu sammeln, sondern zu trennen. Ich fürchte, hätte der Bund auch ein längeres und dogmatischeres Bekenntnis aufgestellt, hätte er z. B. die bekannten 9 Artikel der Evangelischen Allianz genommen oder gar die Augsburgische Konfession, befriedigt hätte es doch nicht und der Vorwurf der Vieldeutigkeit wäre ihm doch gemacht worden. Vielleicht wäre es das beste gewesen, man hätte den Bekenntnisparagraphen ganz weggelassen und sich einfach damit begnügt,

nach Aufstellung der Bundesaufgaben zu sagen: jeder, dem es mit der Lösung dieser Aufgaben ein Ernst ist, kann Mitglied des Bundes werden. Vor etwa 10 Jahren wurde eine allgemeine Provinzial-Missionskonferenz für die Provinz Sachsen ins Leben gerufen, der jetzt etwa 1400 Mitglieder angehören. In unserer Naivität dachten wir damals gar nicht daran, in das Statut einen Bekenntnisparagraphen aufzunehmen. Wir erklärten einfach: „Die Konferenz steht außerhalb alles kirchlichen Parteiwesens und Mitglied derselben kann jeder sein, der ein Herz für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden und den aufrichtigen Willen hat, für das Werk der Mission in der Heimat thätig zu sein." So viel ich weiß, ist da an dem Fehlen eines Bekenntnisses kein Anstoß genommen worden, auch hat dasselbe dem Aufblühen der Konferenz keinen Schaden bereitet. Schließlich sollte man doch auch aus langer kirchengeschichtlicher Erfahrung gelernt haben, daß ein Bekenntnis weder lebendig zu machen noch einen wirklichen Schutz gegen Vieldeutigkeit und Eindringen des Unglaubens zu gewähren vermag. Mehr als auf das Bekenntnis kommt es auch in dem Evangelischen Bunde auf die Männer an, welche in ihm die Arbeit thun, und je zahlreicher diese Männer von rechts her kommen, in desto positiverer Richtung wird sich die Entwicklung des Bundes bewegen.

Wir werben mit vielem Fleiß Mitarbeiter aus den weitesten Kreisen für die verschiedensten Zweige der freien kirchlichen Thätigkeit, aber wir fragen bei dieser Werbung nicht ängstlich nach dem kirchlichen Bekenntnis, sondern

nur danach, ob Interesse an der betreffenden Arbeit vorhanden ist. Wer weiß, ob in den Vereinen für äußere oder innere Mission alle Mitglieder völlig korrekt erfunden würden, wenn man sie nach ihrem kirchlichen Bekenntnis fragte. Das Bekenntnis hat für die Kirche als Gesamtgemeinschaft seine unabweisbare Notwendigkeit; aber für die in freien Vereinen getriebene praktische Thätigkeit kann es leicht zu einer lähmenden Fessel werden. Nun handelt es sich im Evangelischen Bunde um eine Organisation gegenüber einem auswärtigen Feinde. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, treten alle, auch die tiefgehendsten, politischen Parteiunterschiede zurück; der Patriotismus übt dann eine einigende Kraft. Jetzt ist die evangelische Kirche in Gefahr und zwar nicht in einer gemalten, sondern in einer wirklichen Gefahr: Rom steht mit einer trefflich organisierten Macht vor ihren Thoren, ja zum Teil schon in ihren Thoren. Sollen gegenüber dieser Gefahr nicht auch die kirchlichen Parteiunterschiede zurücktreten und die gemeinschaftliche Liebe zur evangelischen Kirche keine einigende Kraft üben dürfen! Wollen wir durchaus nichts aus der Geschichte lernen! Der kirchliche Parteihader des 16. und 17. Jahrhunderts, der dann auch politische Feindschaft wurde, trägt zum nicht geringen Teil die Schuld daran, daß die jesuitische Gegenreformation in so weitem Umfange in Deutschland gelang. Wollen wir heute, wo diese Gegenreformation ihre 2. Auflage zu erleben hofft, sie wieder fördern helfen durch unsere innere Uneinigkeit?

Es sind in dem Evangelischen Bunde nicht wenige kirchlich liberal gerichtete Männer, deren dogmatische An-

ſchauungen mit den unſern, die wir auf der kirchlichen Rechten ſtehen, in nicht unerheblichen Punkten differieren. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, das zu vertuſchen. Aber man darf denjenigen unſrer Gegner, welche daran einen Anſtoß nehmen, mit Grund der Wahrheit zweierlei ſagen: erſtens, daß Gott ſei Dank kirchlich liberal und ungläubig noch nicht dasſelbe iſt, ſondern daß es auch auf der liberalen Seite fromme Männer giebt, denen das Heil ihrer eignen Seele und das Heil ihrer evangeliſchen Kirche wahrhaftig am Herzen liegt, Männer, welche gläubiger ſind, als ſie nach ihrem Bekenntnis ſcheinen; und zweitens, daß der Evangeliſche Bund weder offen noch geheim eine Agitation betreibt zu Gunſten der liberalen Theologie oder Kirchenpolitik. Geſchähe dies, ſo würde ich der erſte ſein, der ſich vom Bunde losſagte.

Und nun nur noch eine Bemerkung bezüglich des kirchlichen Parteiweſens. Als der Evangeliſche Bund ins Leben trat, wurde ſofort der Verdacht gegen ihn erregt, es handle ſich nur um ein Parteimanöver, nämlich um eine Allianz der Mittelpartei mit der kirchlichen Linken gegenüber den beiden poſitiven Parteien. Ja, es wurde ſogar die Behauptung aufgeſtellt: der Evangeliſche Bund ſei von den Liberalen nur dazu geſtiftet worden, um eine Agitation gegen die ſog. Hammerſteinſchen Anträge ins Werk zu ſetzen und „um den Orthodoxen nicht den Ruhm zu laſſen, daß ſie (durch eben dieſe Anträge) das evangeliſche Bewußtſein zuerſt wieder wachgerufen hätten.“ Es iſt nicht meine Abſicht, nachzuweiſen, daß beides nicht wahr iſt; von berufener Seite iſt dafür Zeugnis genug abgelegt. Ich führe dieſe Thatſachen nur darum

an, weil sie uns zeigen, bis wie weit das Parteiwesen uns untereinander entfremdet, nämlich soweit, daß wir einander nicht mehr als ehrliche Männer behandeln, welche sich gegenseitig aufs Wort glauben und sachliche lautre Motive zutrauen. Nicht nur dahin ist es gekommen, und zwar hüben und drüben, daß eine an sich gute Sache, die aber von Männern einer andern Partei ausgeht, als zu der man selbst gehört, von vornherein wenig Aussicht hat, unterstützt zu werden, sondern sogar dahin, daß man dahinter eine böse Parteischlinge wittert und sofort die unlautersten Motive unterlegt. Als die Bestrebungen für eine größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche, welche doch eigentlich kirchlich liberale Gedanken verwirklichen wollen, in bestimmten Anträgen eine feste Gestalt annahmen, da hieß es auf der linken Seite sofort, weil diese Anträge von der kirchlichen Rechten ausgingen: es handle sich nur um hierarchische Herrschaftsgelüste der orthodoxen Parteien und damit war der Stab über sie gebrochen. Und als dann der Evangelische Bund ins Leben trat, wiederholte sich, wie vorhin bemerkt, von rechts her ein ganz ähnliches Manöver. Ist das nicht eine eiternde Wunde am Körper unsrer Kirche, zu deren Heilung alle, welche den Herrn Jesum und seine Kirche lieb haben, sich die Hände reichen sollen? Es müssen ja Parteien unter uns sein; aber die gegenseitige Verdächtigung und die Bitterkeit muß aus dem Parteiwesen fort. Und das geschieht zum nicht geringen Teil durch gemeinsame Arbeit. Gemeinsame Arbeit hat in sich selbst etwas Versöhnendes; dazu bringt sie die Arbeiter in

persönliche Berührung miteinander und gerade die persönliche Begegnung bewirkt gegenseitiges Verständnis und das Verständnis gerechtere Beurteilung. Das ist schon ein großer Gewinn; aber ich erwarte noch einen größeren. Nämlich, daß die kirchlich liberale Richtung, wenn sie sich an der praktischen kirchlichen Arbeit beteiligt und diese Arbeit in Gemeinschaft mit den rechts stehenden Männern thut, daß sie selbst positiver wird. Eine kirchliche oder theologische Richtung, welche wesentlich von der Negation lebt, ist unfruchtbar, und wenn nicht alles täuscht, so hat sich auch in den betreffenden Kreisen selbst diese Erkenntnis bereits Bahn gebrochen. So kann auch der Evangelische Bund unmöglich allein von der Polemik leben; er muß positiv bauende Kirchenarbeit thun, sonst wird er wenig erreichen und höchstens ein Strohfeuer anzünden. Zu nachhaltiger positiv bauender Thätigkeit gehören aber inwendige geistliche Lebenskräfte. Das ist der Segen positiv bauender kirchlicher Arbeit, daß sie die Bauleute selbst im Glauben tiefer und fester gründet, und wenn der Evangelische Bund an seinen Mitgliedern auch aus den liberalen Kreisen solche Frucht schafft, so wird das gewiß eins der kräftigsten Mittel sein, auch die noch abwartend zur Seite stehenden Freunde von rechts her zu freudigen Bundesgenossen zu machen.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

D. G. Warneck:

Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission. Ein Beitrag zur Charakteristik ultramontaner Geschichtschreibung. 6,60 M.

Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. 4. Aufl. 2 M., geb. 2,50 M.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. Auch eine Kulturkampfstudie. 4,50 M.

Missionsstunden. I. Band: Die Mission im Lichte der Bibel. 3. Aufl. 4,20 M., geb. 5,20 M. II. Band: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. 1. Abtl.: Afrika und die Südsee. 2. Aufl. 5 M., geb. 6 M. 2. Abtl.: Asien und Amerika. Von D. R. Grundemann. 4,20 M., geb. 5,20 M.

Die apostolische und die moderne Mission. Eine apologetische Parallele. 1 M.

Die Belebung des Missionssinnes in der Heimat. 1,20 M.

Kirchenmission oder Freie Mission? Eine Antwort auf die Frage: Inwieweit ist die Eingliederung der Mission in den amtskirchlichen Organismus berechtigt und ausführbar? Vortrag auf der sächsischen Prov.-Miss.-Konferenz. 50 Pf.

Warum hat unsere Predigt nicht mehr Erfolg? Praktisch-theologische Aphorismen. 80 Pf.

Allgemeine Missions-Zeitschrift. Monatshefte für geschichtliche und theoretische Missionskunde. In Verbindung mit D. Th. Christlieb und D. R. Grundemann herausgegeben von D. G. Warneck. Mit einem zweimonatlichen Beiblatt. Erscheint seit 1874. Jährlich 7,50 M.

Die Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und evangelischen Kirche. 5 Pf., in Partien à 3 Pf.

Luthers 95 Sätze vom Ablaß. Schreiben an Markgraf Albrecht, Kurfürst und Erzbischof zu Mainz und Magdeburg. **Sermon vom Ablaß und Gnade.** 25 Pf. In Partien à 15 Pf.

Melanchthon, Philipp, **Die Historie vom Leben und Geschichte des ehrwürdigen Herrn D. Martin Luthers,** der wahren und unverfälschten Theologie Lehrer. Treulich und wahrhaftiglich beschrieben. 25 Pf. In Partien à 15 Pf.

Martensen, D. H., **Katholizismus und Protestantismus.** Aus dem Dänischen. 2 M.

Wilkens, C., A., Dr. theol. u. phil., **Geschichte des spanischen Protestantismus** im sechzehnten Jahrhundert. 4 M., geb. 4,80 M.

Das Persekutionsbüchlein. Geschichte der Verfolgungen des Evangeliums in Böhmen seit Einführung des Christentums bis auf die Regierung Kaiser Ferdinand II. (894—1632). Deutsch bearbeitet von B. Czerwenka. Ermäß. Prs. 1 M., geb. 1,40 M.

Diestelkamp, Pfr. L., **Antwort auf das Sendschreiben Pius IX.** vom 13. Sept. 1868, an alle Akatholiken gerichtet. 6. Aufl. 20 Pf.

— — **Fehlbar oder unfehlbar.** Zweites Schreiben an Pius IX., zugleich ein Wort zur Beherzigung an alle Nichtevangelische. 20 Pf.

Förster, Lic. Th., **Drei Erzbischöfe vor tausend Jahren** (Claudius v. Turin, Agobard v. Lyon, Hinkmar v. Rheims). Ein Spiegelbild für ihre Epigonen in unsern Tagen. 1,80 M.

Kolde, Prof. D. Th., **Luthers Stellung zu Konzil und Kirche** bis zum Wormser Reichstag 1521. Historisch entwickelt. 1,80 M.

Wieseler, Dr. K., **Die Christenverfolgungen der Cäsaren** bis zum 3. Jahrhundert historisch und chronologisch untersucht. 2,40 M.

Philippi, Past. Dr. Ferd., **Die biblische und kirchliche Lehre vom Antichrist.** 1,20 M.

Grau, Prof. Dr. R. F., **über Martin Luthers Glauben.** Rede, gehalten am 400jähr. Geburtstag Luthers. 40 Pf.

Christlieb, Prof. D. Th., **Die besten Methoden der Bekämpfung des modernen Unglaubens.** Vortrag gehalten bei der Konferenz der Evangelischen Allianz in New York. Neue deutsche Ausgabe. 3. Abdruck. 1 M.

Die Kirche gegenüber den Bestrebungen der modernen Kultur. Von einem westfälischen Geistlichen. 2 M.

Christliche Bedenken über modern christliches Wesen. Von einem Sorgenvollen. 1,80 M., geb. 2,50 M.

Behrmann, G., **Einführung in die heilige Schrift** Alten und Neuen Testaments. Vorträge für Gebildete. 4,50 M., geb. 5,50 M.

Parallel-Bibel oder Die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments in der Verdeutschung durch D. Martin Luther nach der Originalausgabe von 1545 mit nebenstehender wortgetreuer Übersetzung nach dem Grundtext. I. Band: Die Geschichtsbücher des Alten Testaments. 4 M., geb. 5 M. II. Band: Die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testaments. 4 M., geb. 5,50 M. III. Band: Das Neue Testament. 3 M., geb. 4,50 M. In 1 Band geb. 15 M.

Für die Passionszeit.

Schmalenbach, Th., **Stille halbe Stunden.** 2 Bändchen à 1 M., geb. 1,50 M. Beide Bände zus. geb. 2,60 M.

Stille halbe Stunden für die Passionszeit. Nach Joh. Jak. Rambach bearbeitet von F. A. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. G. v. Zezschwitz. 2 M., geb. 2,50 M.

Fritschel, Gottfried, **Passionsbetrachtungen.** Mit Vorwort von W. Löhe. 2. durchges. Aufl. 3 M., geb. 3,60 M.

Meyer, Pfr. Fr., **Passionsblumen** für stille Stunden in der Fastenzeit. Einfältigen Liebhabern des heiligen Kreuzes Jesu dargeboten. 1,50 M., geb. 2 M.

Löhe, W., **Beicht- und Kommunionbuch** für evangelische Christen. Prüfungstafel und Gebete für Beicht- und Abendmahlstage. 6. Aufl. 2,20 M., geb. m. Goldschn. 3,20 M.

Evangelisches Beicht- und Kommunionbüchlein, mit einer Zugabe für Konfirmanden. 6. Aufl. 1 M., geb. 1,80 M.

Kolde, Pastor A., **Passions-Predigten** für Lesegottesdienste und zur häuslichen Erbauung. 2,40 M., geb. 3 M.

Stosch, G., **Die heiligen Sakramente** der Kirche Christi. Heilshungrigen Seelen gewidmet. 3 M., geb. 3,60 M., mit Goldschn. 4 M.

Löhe, W., **Sieben Vorträge über die Worte Jesu Christi vom Kreuze.** 2. Aufl. Kart. 2 M.

Schulze, Georg, Reg.- und Schulrat, **Briefe für die konfirmierte Jugend.** 2. Aufl. Mit einem Titelbilde. 50 Pf., 20 Ex. 7,50 M.

Zum Gedächtnis der Taufgnade. Mit 2 Bildern. Mit Goldschn. 20 Pf., 10 Ex. 1,50 M.,

Ranke, L. F., Hauptpastor, **Gedenkbüchlein** für meine lieben Konfirmanden. 2. Aufl. 50 Pf. (20 Ex. für 8 M.)

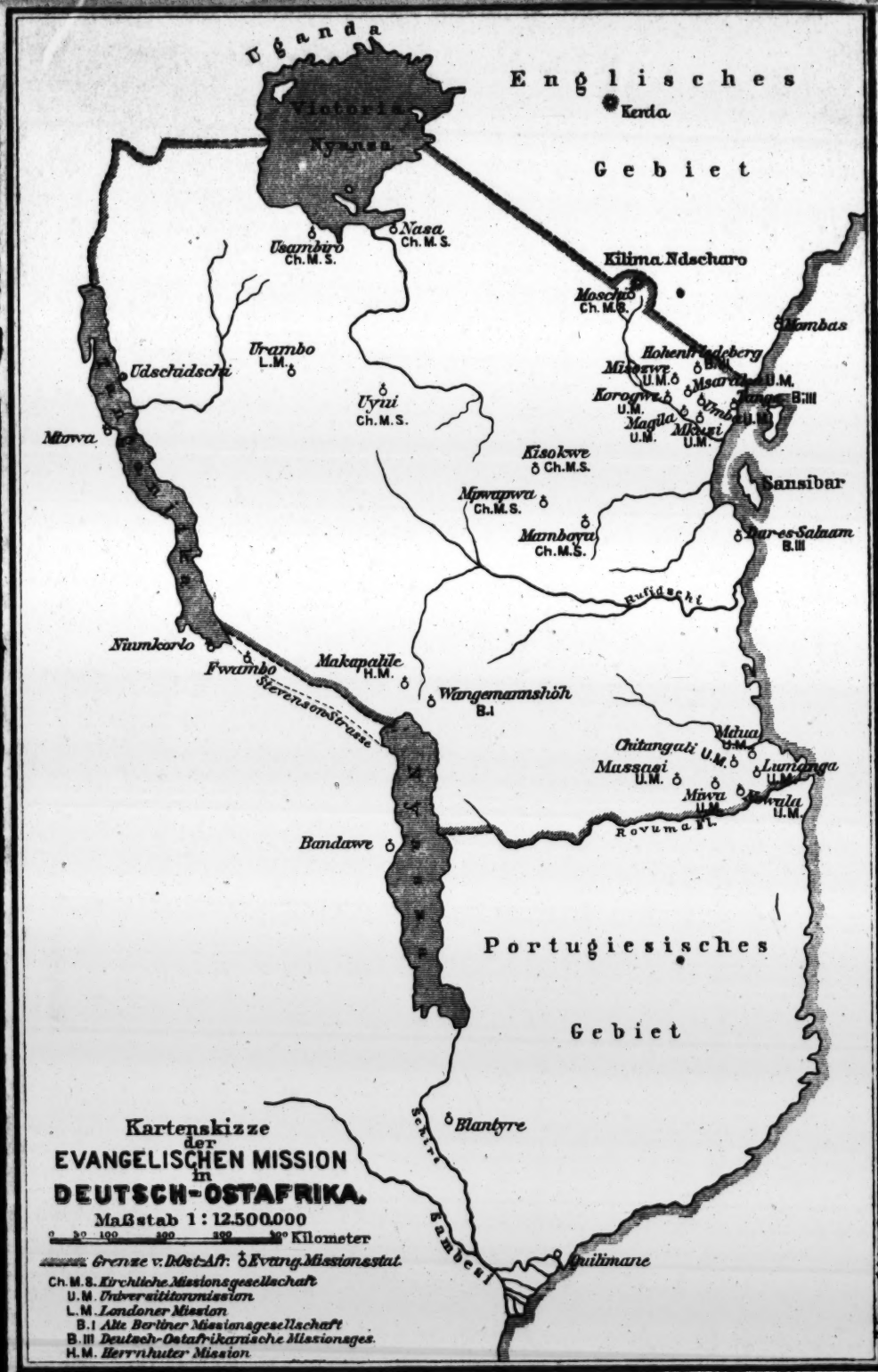
Das
Evangelium in Deutsch-Ostafrika.

Eine zeitgeschichtliche Studie

von

C. Paul
Pfarrer in Lorenzkirch.

Leipzig 1892.
Verlag von H. G. Wallmann.


Uganda
Englisches
Victoria
Nyanza
Kerda
Gebiet
Nasa
Ch. M. S.
Usambiro
Ch. M. S.
Kilima Ndscharo
Moschi
Ch. M. S.
Mombas
Hohenfriedeberg
B. III
Mission
U. M.
Msaraka
U. M.
Tanga
B. III
Korogwe
U. M.
Umba
U. M.
Magila
U. M.
Mbusi
U. M.
Urambo
L. M.
Udschidschi
Uyui
Ch. M. S.
Mawa
Kisokwe
Ch. M. S.
Sansibar
Mpwapwa
Ch. M. S.
Mambaya
Ch. M. S.
Dar es Salaam
B. III
Rufidschi
Niumkorlo
Fwambo
Makapalile
H. M.
Wangemannshöh
B. I
Stevensonstraße
Mdua
U. M.
Chitangali
U. M.
Massasi
U. M.
Lumbanga
U. M.
Miwa
U. M.
Newala
U. M.
Rovuma Fl.
Bandawe
Portugiesisches
Gebiet
Blantyre
Schire
Sambesi
Quilimane
Kartenskizze
der
EVANGELISCHEN MISSION
in
DEUTSCH-OSTAFRIKA.
Maßstab 1 : 12.500.000
0 50 100 200 300 400 Kilometer
Grenze v. D.-Ost-Afr. Evang. Missionsstat.
Ch. M. S. Kirchliche Missionsgesellschaft
U. M. Universitätsmission
L. M. Londoner Mission
B. I Alte Berliner Missionsgesellschaft
B. III Deutsch-Ostafrikanische Missionsges.
H. M. Herrnhuter Mission

Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thür. Offenb. 3, 8.

„Wie steht's in Afrika?" so lautete eine Zeit lang die tägliche Frage im alten Rom, wenn die Männer, die am Gange der Politik interessiert waren, an einem öffentlichen Orte zusammen kamen. Die Römer waren damals das, was wir jetzt ein Kolonialvolk nennen, und sie haben es sich einige Jahrhunderte hindurch unzählige Opfer an Menschenleben und Geld kosten lassen, den dunkeln Erdteil zu bezwingen. Seitdem sind zwei Jahrtausende vergangen, in denen die Kolonialschöpfungen der Römer auf dem afrikanischen Boden sogut wie ganz verschwunden sind, und wieder taucht in Europa die Frage auf: „Wie steht's in Afrika?", nur daß in der Zwischenzeit andre Völker zu Kolonisten für Afrika herangereift sind. Unser deutsches Volk wird seit einigen Jahren von dieser Frage bewegt; es fehlt zwar nicht an Leuten, die sie wieder bei Seite drängen und am liebsten ganz von der Tagesordnung der großen politischen Fragen streichen möchten, gleichwohl braucht man keine besondere Prophetengabe zu besitzen, um voraus zusagen, daß das Interesse für Afrika bei uns nicht wieder erlöschen kann. Es wird sich vielmehr von Jahr zu Jahr steigern. Unter unsern afrikanischen Schutzgebieten aber steht Deutsch-Ostafrika oben an. Es ist für den Kundigen eine ausgemachte Sache, daß dort der Schwerpunkt unserer afrikanischen Interessen liegt und immer liegen bleiben wird, wenn nicht noch einmal große Grenzveränderungen in unsern dortigen Schutzgebieten eintreten sollten.

Die Teilnahme unseres Volkes an dem Ergehen der afrikanischen Kolonien ist nicht lediglich aus politischen Rücksichten oder den Interessen des Handels zu erklären. Es

liegt ihr bei vielen Anhängern der Kolonialbestrebungen ein religiöser oder doch wenigstens philanthropischer Gedanke zu Grunde. Die deutschen Missionskreise kannten Afrika und die Afrikaner und brachten Opfer für sie schon längst, ehe die deutsche Flagge an irgend einer Stelle des dunkeln Erdteils gehißt wurde. Was war natürlicher, als daß diese Freunde Afrikas, die allerdings zumeist unter den Stillen im Lande zu suchen sind, sich nach einigem Zögern mit Freuden der Kolonialbewegung anschlossen und sie in möglichst gesunde Bahnen zu lenken suchten? Von der Mitte der achtziger Jahre, das ist von der Besitzergreifung in Afrika an wird man einst eine neue Epoche im Missionsleben des evangelischen Deutschland zu rechnen haben. Seitdem ist die Mission bei uns zu einer Sache des öffentlichen Interesses geworden. Es war den Zeitungen anfangs ein ungewohntes Ding, über Missionsangelegenheiten zu schreiben und an unzähligen Stellen trat da eine beschämende Unwissenheit über dieses wichtige Liebeswerk der Kirche zu Tage. Aber man mußte darüber schreiben, wenn man die Leser zufriedenstellen wollte; man verbesserte sich erst von einem Tage zum andern, und allmälig ist man doch soweit gekommen, daß sich die Herren Zeitungsschreiber vor den gröbsten Irrtümern zu bewahren wissen. Die angeseheneren unter den Tagesblättern werden sich wohl auch über kurz oder lang entschließen, besondere Berichterstatter über Missionsangelegenheiten zu halten, wenigstens soweit sie eine freundliche Stellung zur Kirche einnehmen.

Von den afrikanischen Missionen wird seit einigen Jahren keine so oft genannt, wie die in Deutsch-Ostafrika; viele Zeitungsleser kennen vielleicht kaum eine andre. Man muß das bedauern. Die dortigen evangelischen Missionsbestrebungen sind zur Zeit durchaus noch nicht geeignet, eine rechte Vorstellung von der Bedeutung der evangelischen Heidenmission im Allgemeinen zu geben. Während wir in West- und Südafrika oder in den alten Kulturländern Asiens weite Missionsfelder haben, die der Ernte entgegenreifen, kann man in Ostafrika höchstens die Arbeit des Säemanns beobachten, der über den zugerichteten Acker dahinschreitet. Immerhin darf man heute schon sagen, daß Deutsch-Ostafrika auch als Missionsgebiet eine Zukunft haben wird. Es wäre traurig, wenn man ihm dieselbe ab-

sprechen müßte. Die deutsche Macht und der deutsche Einfluß werden den Ostafrikanern und mittelbar auch den kolonisierenden Deutschen selbst nur dann zum Segen werden, wenn zugleich mit ihnen das Evangelium einzieht, mit der ihm innewohnenden Kraft die jetzt dort herrschende heidnische und muhammedanische Religion verdrängt und die segensreichen Keime zu einer Neugestaltung aller Dinge legt. Zur Vertiefung dieses Gedankens bei den Freunden der Mission und der Kolonialbewegung wollen die nachfolgenden Blätter beitragen. Wer sie mit dem Gedanken liest, daß ein Kolonialvolk nur wie eine Henne angesehen sein will, die für das Mutterland goldene Eier zu legen hat, wird seine Rechnung in denselben allerdings nicht finden. Ebenso dürfte es auch denen ergehen, die eine unüberwindliche Scheu haben, Mission und Kolonisation in Verbindung zu bringen, weil sie es als eine Art Entweihung der ersteren betrachten, wenn man sie mit der letzteren auch nur zusammen nennt. Für alle diejenigen aber, die im Gange der Weltgeschichte die Fußtapfen Gottes zu finden gewohnt sind, sind sie bestimmt. Sie wollen ihnen zeigen, daß auch den Völkern in Deutsch-Ostafrika schon ein bescheidenes Teil von der evangelischen Heidenmission zugewendet wurde, daß aber denen, die das Evangelium haben und seine Segnungen genießen, gerade in diesem Teile Afrikas für die Zukunft noch eine überwältigend große Aufgabe gestellt ist.

Eine offene Thür.

Die weiten Länderstrecken, die wir unter dem Namen von Deutsch-Ostafrika zusammenfassen, waren bis vor einigen Jahrzehnten ein dem christlichen Europa verschlossenes Land. Nur vorübergehend haben im 17. Jahrhundert einmal weiße Ansiedler, die Portugiesen, die Küsten berührt. Was von ihnen aber bis zu ihrer Vertreibung durch die Araber geschehen ist, wollen wir lieber mit Stillschweigen übergehen; es hat dem Namen christlichen Kolonisten keine Ehre gemacht. Zudem haben sie ihren Fuß kaum auf das Festland Afrikas gesetzt. Die Inseln, wie Sansibar und andere, waren für ihre Niederlassungen viel bequemer, als das unsichere Küstenland. Jedenfalls blieb nach wie vor das Innere des Erdteils an dieser Stelle ein unberührtes Geheimnis. Erst in neuerer Zeit, als die wissenschaftlichen Kreise in Europa über die Quellen des Nil und des Congostroms Nachforschungen anstellten, wurde man bei uns wieder auf Ostafrika als ein Zugangsthor zu dem längst vermuteten Seengebiet im Innern aufmerksam.

Inzwischen hatten jedoch die Negervölker, die jetzt unter deutscher Oberhoheit stehen, auch eine Art Kolonisatoren gehabt: die arabischen Händler. Es ist kaum etwas gutes von ihnen zu sagen, mag man sie nun mit den Augen des Politikers oder des Missionsfreundes ansehen. Sie haben zwar neuerdings einige Fürsprecher gefunden, die ihnen zum Lobe nachsagen, daß sie den Negern, in deren Gebieten sie Einfluß erlangt haben, eine höhere Kultur gebracht hätten. Es mag ein Körnchen Wahrheit darin liegen. Die Völker, welche zwischen Sansibar und dem vielgenannten Königreiche Uganda wohnen, zeichnen sich vor andern Negerstämmen durch eine reichlichere und bessere Kleidung aus, sie haben mancherlei in Innerafrika sonst unbekannte Bedürfnisse, die ihnen durch den Handel vom Auslande her

befriedigt werden, und sie sind dabei, was sicherlich sehr beachtenswert ist, vor der Branntweinpest bewahrt geblieben, die an der Westküste so viel Unheil anrichtet. Aber wenn man auch diese kleinen Kulturfortschritte den arabischen Händlern zuschreibt, so werden damit doch die Schäden noch lange nicht aufgewogen, die ihre Gegenwart mit sich gebracht hat. Hätte das Arabertum eine bedeutende zivilisierende Kraft, so gliche Ostafrika jetzt nicht einem verwüsteten Acker. Diese Muhammedaner haben thatsächlich niemals darauf gesonnen, Land und Volk zu beglücken, oder ihm auch nur etwas zu geben, sondern lediglich darauf, es auszusaugen. Und sie haben das fertig gebracht trotz ihrer verhältnismäßig kleinen Zahl. Sie bilden nur einen kleinen Prozentsatz der deutsch-ostafrikanischen Bevölkerung. Schon zwei bis drei Tagereisen von der Küste entfernt hört der Wohnungsbereich der Araber auf; sie erscheinen im Innern — mit Ausnahme weniger großer Handelsplätze — nur als wandernde Händler. Und doch haben sie sich ein beispielloses Ansehen in den Augen der Neger zu verschaffen gewußt; freilich ein Ansehen, das lediglich auf zitternder Furcht beruht. Ihr Hauptgeschäft ist nicht der Waarenvertrieb, sondern die Sklavenjagd und der Sklavenhandel. Damit hängt die eigentümliche Erscheinung zusammen, daß sie in Ostafrika nicht viel zur Ausbreitung ihrer Religion thun. Man findet auch in den Orten an der Küste nur wenige Moscheen. Aus lauter Berechnung und Klugheit verzichten sie auf Bekehrungsversuche an den Negern. Der Afrikaforscher Schweinfurt hat auf diese Thatsache aufmerksam gemacht. Würden sich die Neger zum Islam bekehren, sagt er, so verlören die Araber ihre Jagdgründe, denn der Koran verbietet es ihnen, einen Glaubensgenossen zum Sklaven zu machen. Deshalb verzichteten sie lieber auf eine Missionierung im Sinne des Islam, um als Sklavenräuber und Sklavenhändler die Geißel der Afrikaner bleiben zu können.

In diesem schändlichen Gewerbe sind sie nun endlich einmal gestört worden, nicht zum wenigsten durch das Eingreifen Deutschlands. Die neueren Bestrebungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Ostafrika, zu dem sich die christlichen Mächte in einer bisher noch nicht dagewesenen Einmütigkeit die Hände reichten, sind allbekannt. Unter dem Eindrucke der Blokade gegen die Schiffe des Sklaven-

händler faßte Deutschland Fuß auf dem der Insel Sansibar gegenüberliegenden Festlande. Dieser philanthropische Gedanke hat in Deutsch-Ostafrika und hier im Vaterlande eine Zeit lang ganz die Kolonialpolitik beherrscht. Dieselbe empfing damit von vornherein gewissermaßen ein christliches Gepräge und der gute Anfang findet seine Fortsetzung in der freundlichen Stellung, welche die Männer an der Spitze der Kolonialbewegung zur Mission einnehmen. Das ist eine Thatsache von großer Bedeutung. Man sollte ihr in unsern christlichen Kreisen die Anerkennung nicht versagen. So wenig wir auch mit der Stellung zufrieden sind, die bei uns der Staat zur Kirche einnimmt, so sehr können wir doch von der Stellungnahme der Kolonialregierung zum Christentum befriedigt sein. Es haben sich allerdings im Anfange manche krankhafte Gedanken und Neigungen geltend gemacht; einige Vertreter der Kolonialpolitik haben sogar an Unverstand und Ungerechtigkeit gegenüber der evangelischen Mission das Menschenmögliche geleistet, aber das ändert nichts an der bemerkenswerten Erscheinung, daß in den Strom unserer Kolonialbewegung von vornherein auch einige Bäche christlicher Gedanken und christlicher Bestrebungen ungehindert einmünden durften.

Wenn Jemand meinen sollte, daß sich das von selbst versteht, der sei an die schmerzlichen Erfahrungen erinnert, welche die Mission in andern Kolonialländern gemacht hat. Das hundertjährige Jubiläum des großen Baptistenmissionars W. Carey legt uns gerade jetzt den Vergleich mit seiner Zeit nahe. Im Jahre 1792 war es dem begeisterten Manne endlich gelungen, einen kleinen Kreis erweckter Christen für das Werk der Heidenbekehrung zu gewinnen. Carey selbst fand sich bereit, als der erste englische Missionar nach Indien zu gehen. Das für den Anfang nötige Geld war beschafft, da stellte sich eine ungeahnte Schwierigkeit ein. Es war den englischen Schiffen verboten, Passagiere nach Ostindien ohne einen Paß der britisch-ostindischen Kompagnie mitzunehmen. Dieser Paß aber war für Carey und seinen Genossen nicht zu beschaffen. Der Krämergeist, der die Compagnie beseelte, fürchtete von dem Eintreten der Missionare in Indien Nachteile für das Geschäft. So ward Carey, der sich mit Ungeduld nach seinem Arbeitsfelde sehnte, abgewiesen und aufgehalten. Einem dänischen Kapitän hatte er

endlich die Überfahrt nach dem Lande seiner Sehnsucht zu danken. Auch seine Nachfolger mußten sich förmlich nach Indien einschleichen. Sie durften die Reise nur auf einem amerikanischen Schiffe machen, weil auch sie keinen Paß erhielten, und statt im englischen Calcutta mußten sie im dänischen Sirampur landen. So handelte vor hundert Jahren die hochangesehene Handelsgesellschaft eines christlichen Landes. Und nicht bloß vor hundert Jahren. Bis in die Mitte unsers Jahrhunderts herein haben die indischen Missionare über das schändliche Verhalten der Kolonialregierung Klage zu führen gehabt. Unter der Aufsicht der englischen Beamten standen die Götzentempel, von denen mancher durch englische Baumeister ausgebessert worden ist; die Compagnie nahm die Pilgerkasse ein und verherrlichte dafür die Götzenfeste durch militärische Schauspiele und dergleichen. Man blickt hier in ein sehr dunkles Kapitel der englischen Kolonialgeschichte, das aber leider nicht einmal vereinzelt dasteht. Auch in den Annalen anderer Kolonialmächte finden sich ähnliche Dinge.

Wir müssen diese Erfahrungen in Anrechnung bringen, wenn wir das Verhalten der deutsch-ostafrikanischen Kolonialregierung zur evangelischen Mission recht beurteilen wollen. Es war doch ein sehr beachtenswerter Fortschritt nach der christlichen Seite, als die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, die zuerst die Oberhoheitsrechte auszuüben hatte, in ihre Flagge ein Kreuz als Sinnbild aufnahm.

Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß der christliche Gedanke die innerste Triebfeder bei unserer Kolonialgründung gewesen wäre. Ein solcher hat den Vorkämpfern der deutsch-ostafrikanischen Politik im Anfange unsers Wissens ganz fern gelegen. Es war jedenfalls nur ein Akt der Klugheit, als sie sich in der Sklavenfrage so entschieden auf den christlichen Standpunkt stellten und der Mission gegenüber so viel Entgegenkommen zeigten. Wir entsinnen uns noch der Zeit, als die Regierung sich bei den ersten Kolonialdebatten im Reichstage eine große Zurückhaltung auferlegte, weil sie sah, daß der Kolonialgedanke nur erst in kleinen Kreisen Wurzel geschlagen hatte; da mußten von Seiten derer, die ihn pflegten, Hilfstruppen herbeigeführt werden. Diese waren aber nur zu gewinnen, wenn der christliche Gedanke in Ostafrika stärker betont wurde. Hierzu

kam auch bei den einsichtigeren unter den Kolonialmännern die Erkenntnis, daß die Mission sich längst als eine Kolonialmacht ersten Ranges erwiesen hat. Man glaubte daraus Nutzen ziehen zu können. Man rechnete ähnlich, wie jener indische Regierungsbeamte, der nach dem großen Aufstande von 1857 die Mission in auffälliger Weise begünstigte und, über den Grund dafür befragt, zur Antwort gab: „Jeder evangelische Missionar erspart mir eine Compagnie Soldaten.“ Übrigens mußte man in Deutsch-Ostafrika von Anfang an auch mit der Thatsache rechnen, daß die Mission schon vor der deutschen Besitzergreifung am Platze war. Männer wie Krapf und Livingstone, also evangelische Missionare, waren es gewesen, die als die ersten Europäer die schmalen Wanderpfade der Neger zu Reisen ins Innere benutzt hatten. Für Missionszwecke waren im deutschen Gebiete am Victoria Nyanza von dem rühmlichst bekannten Mackay die ersten Wagen und Schiffe zusammengesetzt worden, die Mission hatte dort die ersten Häuser gebaut und Stationen errichtet. Das flößte auch denen, die für die religiöse Bedeutung der Mission kein rechtes Verständnis haben, Respekt ein. Man gedachte vielleicht nur diese äußere Seite des Missionsbetriebes für die weltlichen Zwecke der Kolonisation nutzbar zu machen. Aber wie dem auch sein mag, es wurde von Anfang an der Grundsatz aufgestellt und für die Dauer im Großen und Ganzen auch festgehalten: Keine Kolonisierung ohne gleichzeitige Christianisierung des Landes!

In diesem Lichte sehen wir die Vorgänge bei der Besitzergreifung von Deutsch-Ostafrika an. Die katholische Missionsthätigkeit, die sich noch vor 10 Jahren in Ostafrika mit der evangelischen bei Weitem nicht messen konnte, hat sofort die Gelegenheit benutzt, sich unter dem Schutze der deutschen Flagge niederzulassen, soweit diese nur ins Land hineingetragen wurde. Sollen wir, die wir im Besitze der reinen und unverkümmerten evangelischen Wahrheit sind, hinter ihnen zurückbleiben? Stehen uns nicht die Thore von Deutsch-Ostafrika einladend offen?

Man hat fast überall in unseren Missionskreisen eine große Scheu vor jeder Verquickung von Mission und Politik, und ganz mit Recht. Es kommt erfahrungsgemäß kein Segen aus der intimeren Verbindung von beiden. Aber einer Ver-

quickung ſoll auch gar nicht das Wort geredet werden. Es iſt nur eine Erfindung der Spötter, daß ſich die Flinte und die Bibel vereinigen wollten, um Deutſch-Oſtafrika zu erobern. In allen klardenkenden evangeliſchen Miſſionskreiſen weiſt man ein derartiges Anſinnen mit Entrüſtung von ſich. Aber etwas ganz anderes iſt es, wenn die Miſſion ſich bereit finden läßt, durch die neugeöffneten Thore einzuziehen und die gebotene Gelegenheit auch für das Reich Gottes nutzbar zu machen.

Man hat ein Recht zu ſagen, daß Deutſch-Oſtafrika dem Evangelium jetzt in beſonderer Weiſe offen ſteht. Wir wollen das nicht im phyſiſchen oder geographiſchen Sinne verſtanden wiſſen; da waren die Jahre vor der deutſchen Beſitzergreifung in einigen Teilen unſers Gebiets vielleicht noch günſtiger. Es ſind ſchon ſeit 1875 viele evangeliſche Miſſionare nach und durch Deutſch-Oſtafrika gezogen und ſie haben damals in mancher Hinſicht weniger Schwierigkeiten gefunden, als in den letzten Jahren. Ja es befinden ſich heute bereits mehrere Miſſionsſtationen in ſolchen Teilen des Landes, wo man noch nicht imſtande geweſen iſt, deutſche Militärſtationen zu errichten. Was uns veranlaßt, gerade jetzt von einer offenen Thür zu reden, das iſt die politiſche Lage.

Unſere deutſchen Landsleute haben ſich mit aller Energie an die Löſung ihrer Kolonialaufgabe gemacht. Sie erforſchen das Land und ſchließen Verträge mit den Eingebornen; ſie unternehmen großartige Expeditionen nach dem noch immer im nebelhaften Dämmerlicht liegenden Hinterlande, ſie füllen die erſchloſſenen Gebiete mit Garniſonen und Plantagen an. In dieſem Vorgehen liegt die Aufforderung an die Boten des Evangeliums, auch ihrerſeits nicht zu ſäumen. Die Kolonialgeſchichte der Völker mahnt uns, den rechten Zeitpunkt nicht unbenutzt vorübergehen zu laſſen. Es iſt zu wiederholten Malen vorgekommen, daß weiße Anſiedler in ein kulturloſes Land kamen und daß ſie dort, ohne von der Miſſion begleitet zu ſein, nach Herzensluſt geſchaltet und gewaltet haben. Und der Erfolg? Die Länder und noch mehr die Heidenvölker ſind durch dieſe Art der Koloniſation zu Grunde gerichtet worden. Darum darf unſer Volk in Deutſch-Oſtafrika nicht bloß koloniſieren, es muß auch chriſtianiſieren. Am beſten wäre es freilich geweſen, wenn das Evangelium ſchon vor dem Einſtrömen der deutſchen

Kolonisten eine Macht im Lande hätte werden können. Die Eingebornen hätten dann leichter an die selbstlosen Absichten der Missionare geglaubt und die Missionsgemeinden hätten ein besseres Fundament im Volksleben erlangt. Glücklicher Weise ist das auch an einigen Stellen geschehen und wird vielleicht hier und da noch geschehen können. Aber in sehr vielen Fällen wird von nun an eine deutsche Verwaltung der Militärstation geschaffen werden, wo man die Boten des christlichen Glaubens noch nicht kennt. Da wird es die Aufgabe der Mission sein, in die Fußtapfen der Kolonisten zu treten, um zu ergänzen, was diese angefangen, und unter Umständen wieder gut zu machen, was diese verfehlt haben. Inwieweit die gegenwärtig in Deutsch-Ostafrika thätigen evangelischen Missionare diesen Aufgaben gewachsen sind, mag der Leser aus einem Überblick über dieselben ersehen.

Die evangelischen Missionsniederlassungen in Deutsch-Ostafrika.

Die evangelische Mission ist international. Die gesamte evangelische Kirche aller Länder und Zungen ist an ihr beteiligt. Es mag sein, daß die Missionare der verschiedenen evangelischen Länder und Völker auch auf das Missionsgebiet gewisse Eigenheiten ihrer heimatlichen Kirche mitnehmen. Aber diese Eigenheiten richten keine unübersteigbaren Schranken zwischen den Sendboten der zahlreichen Missionsgesellschaften auf. Das, was sie gemeinsam haben, ist doch unvergleichlich viel größer, als das, was sie trennt. Daher kommt das in neuerer Zeit immer deutlicher hervortretende brüderliche Verhältnis zwischen den evangelischen Missionaren verschiedener Nationalität. Die Anschauungen unserer Missionskreise haben darum nichts gemein mit jener reizbaren Stimmung gewisser Kolonialmänner gegen die englischen Missionen, die besonders im Anfange unserer Kolonialzeit sich so breit machte und in ganz grundlosen, häßlichen Verleumdungen sich gefiel. Für uns ist es gleichgiltig, welche Muttersprache die Missionare reden, sie werden ja doch nicht in ihrer Muttersprache die eigentliche Missionsarbeit treiben können. Gleichwohl sind wir bei den folgenden Darlegungen durch die Verhältnisse, besonders durch die Geschichte des deutsch-ostafrikanischen Missionsgebiets gezwungen, die dortigen evangelischen Missionsniederlassungen in zwei Abteilungeu vorzuführen, von denen die eine die englischen, die andere die deutschen Missionen umfaßt. Diese nationale Scheidung ist aber, wie eben erwähnt, eine zufällige. Vor der deutschen Besitzergreifung gab es keine anderen als englische Missionen in Ostafrika, nach diesem Zeitpunkte aber sind in unserem Kolonialgebiete lediglich deutsche Missionsunternehmungen neu entstanden, woran freilich die politischen Verhältnisse auch ihren Anteil haben.

Die älteren (engliſchen) Niederlaſſungen.

Die erſten Anfänge der evangeliſchen Miſſion in Oſtafrika führen uns um ein halbes Jahrhundert zurück. Im Jahre 1844 landete der erſte Sendbote einer engliſchen Miſſionsgeſellſchaft in Sanſibar und ſiedelte bald auf das gegenüberliegende Feſtland über. Ein Umſtand dabei iſt im Lichte der neuern Geſchichte hochintereſſant für uns. Dieſer erſte, in engliſchen Dienſten ſtehende Miſſionar war nämlich ein Deutſcher: der edle Dr. Krapf, ein Württemberger von Geburt. Seine Erfahrungen bilden eins der ergreifendſten Kapitel in der Miſſionsgeſchichte. Er hat mit ſeinem Freunde Rebmann von 1846 an in rührender Geduld der Miſſion in dem Dorfe Rabbai bei Mombas gedient. Die Frucht ihrer Bemühungen war, äußerlich angeſehen, eine klägliche. Nach jahrelanger, treuer Arbeit hatten ſie erſt einen einzigen Eingeborenen, einen armen Krüppel, getauft. Oſtafrikas Miſſionszeit war offenbar noch nicht angebrochen. Das kam den beiden Miſſionaren auch zum Bewußtſein. Aber mit bewundernswerter Selbſtverleugnung hielten ſie auf ihrem harten Arbeitsfelde aus uud ſuchten für die kommende Zeit Pfadfinderdienſte zu leiſten. Dr. Krapf hat ſich dabei durch ſeine geographiſchen Entdeckungsreiſen, bei denen er auch ſchon die jetzt deutſche Landſchaft Uſambara berührte, einen Namen gemacht. Er hat als der erſte Europäer die Schneegipfel des Kilimandſcharo und Kenia geſehen und eine anfangs viel angezweifelte Nachricht darüber in die Heimat gelangen laſſen. Viel wichtiger aber iſt für uns ein bei dieſer Gelegenheit entworfener Plan, der die Chriſtianiſierung von ganz Afrika zum Ziele hatte. Krapf ſprach zuerſt von einer Kette evangeliſcher Miſſionsſtationen, die quer durch den dunkeln Erdteil gelegt werden müßte. Ein ſeltſames Gedankenſpiel für einen Mann, dem es nicht einmal vergönnt war, das erſte kleine Dorf an der Küſte mit getauften Negern anzufüllen. Und doch war es ihm ein heiliger Ernſt mit dieſem weitausſchauenden Plane. Wir ſind jetzt, nach 50 Jahren, von ſeiner Verwirklichung ja gar nicht mehr ſehr fern. Wenn der im Jahre 1876 in ſeiner württembergiſchen Heimat geſtorbene Miſſionsveteran nur 15 Jahre länger lebte, ſo hätte er ſehen können, wie ſich ſein Jugendtraum erfüllte, als die

Ugandamiſſion von Oſten her tief nach Innerafrika vorgeſchoben wurde, während von der andern Seite mit der Erſchließung des Kongobeckens geradezu ein Hineinfluten chriſtlicher Miſſionare in das Herz des dunkeln Erdteils begann, ſodaß heutigen Tags thatſächlich nur noch der ſchmale Landſtreifen zwiſchen den Stanleyfällen des Kongo und dem Viktoria Nyanza zu beſetzen iſt, um jene Kette zu ſchließen. Die Ausführung dieſes großen Gedankens iſt unſerem Geſchlecht beſchieden geweſen, den Plan aber hat der Pfadfinder Krapf entworfen, das ſoll ihm unvergeſſen ſein. Es wird hernach darzulegen ſein, was ſeine Miſſionsgeſellſchaft, die ihren Hauptſitz in und bei Mombas behielt, ſpäter auch für Deutſch-Oſtafrika geleiſtet hat.

Während Krapf als der erſte Vorkämpfer für das Evangelium von Norden her unſer Miſſionsgebiet berührte, betrat es der zweite große Miſſionspionier von Südweſten her: David Livingſtone. Seine Verdienſte um die Erſchließung Afrikas ſind allbekannt. Er iſt als Miſſionar wie als Forſchungsreiſender gleich groß geweſen. In ſeinen ſpäteren Lebensjahren hat er bekanntlich dem eigentlichen Miſſionsberufe nicht mehr obgelegen, aber lediglich aus dem Grunde, weil er erkannte, daß er durch ſeine Pionierarbeit dem Eindringen der chriſtlichen Mächte, der chriſtlichen Kultur und der chriſtlichen Religion beſſere Dienſte leiſten könnte, als wenn er auf einer ſüdafrikaniſchen Miſſionsſtation ein noch ſo geſegnetes Stillleben führte. Er iſt auf ſeinen Reiſen auch in das Hinterland von Deutſch-Oſtafrika gekommen. In Udſchidſchi am Tanganjika-See fand jene denkwürdige Begegnung zwiſchen ihm und Stanley ſtatt, der ausgeſandt war, ihn aufzuſuchen. Livingſtones ergreifende Schilderungen vom Elend der afrikaniſchen Sklaverei kamen aus derſelben Gegend. Sein menſchenfreundliches Herz erzitterte unter den Qualen, die er ſeine ſchwarzen Brüder leiden ſah. Henry Drummond ſagt von ihm in ſeiner bekannten Schrift „Das Beſte in der Welt“: „Ich bin in Afrika geweſen und habe im Herzen des dunkeln Weltteils ſchwarze Menſchen gefunden, die ſich des einzigen weißen Mannes erinnerten, den ſie je geſehen — David Livingſtones. Er iſt tot, aber noch heute redet er in Afrika: die Augen der armen Schwarzen leuchten, wenn ſie einem von dem freundlichen Doktor erzählen, der vor Jahren bei

ihnen war. Sie verstanden kein Wort von seinem Englisch, er aber verstand sich auf jene Weltsprache und sie empfanden, daß Liebe sein Herz erfüllte.“ Livingstone hat der christlichen Welt ein schönes, unvergeßliches Vermächtnis hinterlassen. Kurz vor seinem 1873 in Ilala erfolgten Tode schrieb er die Worte nieder, die jetzt auf seinem Grabstein in der Westminsterabtei stehen: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: „Möge des Himmels reichster Segen auf jeden herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft.“ Dieser kurze Aufruf gegen die Greuel der afrikanischen Sklaverei hat zündend gewirkt, vor allem in den evangelischen Missionskreisen.

Es sind auf Livingstones Anregung hin eine ganze Reihe von afrikanischen Missionsunternehmungen entstanden. Hier ist vor allem die Universitätenmission zu nennen. Sie ist, wie der Name besagt, aus den Kreisen der englischen Universitäten hervorgegangen und vertritt die hochkirchliche Richtung der englischen Kirche. Ihre Sendboten haben in Deutsch-Ostafrika zwei Arbeitsfelder gefunden, die räumlich ziemlich weit von einander getrennt sind, das eine am Panganifluß in Usambara, das andere ganz im Süden am Rovuma. Das erstere mit seiner Hauptstation in Magila ist bei uns neuerdings öfter genannt worden. Bei dem von Buschiri geleiteten Küstenaufstande waren die hier gelegenen Niederlassungen — es gehören zu Magila noch die fünf Filialstationen Mkuzi, Umba, Misozwe, Msaraka und Korogwe — wiederholt in großer Gefahr, doch haben die Missionare auf ihrem Posten ausharren können. Die 1869 gegründete Hauptstation läßt erkennen, daß das Christentum schon kräftig Wurzel geschlagen hat. Eine schöne steinerne Kirche mit 700 Sitzplätzen überragt den Ort. Daneben steht ein Haus für 115 Knaben, die dort erzogen werden. Dazu sind Schulhäuser, Missionarswohnungen und ein Hospital gekommen, lauter Gebäude, die von bekehrten Eingeborenen unter der Aufsicht eines englischen Maurers erbaut worden sind. Überhaupt hat der Ort allerlei Werkstätten aufzuweisen, in denen Eingeborene unterwiesen werden. Der Einfluß des Christenthums in Magila und seinen Nebenstationen ist unverkennbar. Im Jahre 1882 schlossen die Muhammedaner ihre Moschee, um Christen zu werden. An Taufbewerbern fehlt es nicht. Eine genaue Seelenzahl

der zugehörigen eingeborenen Chriſten läßt ſich leider nicht angeben, da der letzte uns zugängliche Bericht aus dem Jahre 1889 das nördliche und ſüdliche Miſſionsgebiet zuſammenfaßt: er zählte damals 744 Getaufte und 396 Taufbewerber auf, eine Zahl, die ſich ſicherlich weſentlich erhöht hat, ſeitdem wieder größere Ruhe im Innern unſeres Gebietes eingekehrt iſt. In und um Magila ſtanden 1889 nicht weniger als 18 Europäer in der Arbeit, wobei jedoch die Frauen (unverheiratete Gehilfinnen) und die Laienbrüder mitgezählt ſind. Ein Hauptgewicht legt dieſe Miſſion auf die Schulen, in denen auch viele befreite Sklavenkinder Aufnahme finden. Auf das Gewinnen der kommenden Geſchlechter ſcheint man ſehr viel mehr Wert zu legen, als auf die Bekehrung Erwachſener. Darin hat die Univerſitätenmiſſion etwas Verwandtes mit der Praxis der katholiſchen Patres, die faſt ganz auf Bekehrungsverſuche an erwachſenen Negern verzichten.

Eine weniger glückliche Entwicklung als in Uſambara war den Miſſionsanfängen am Rovuma, in der ſüdöſtlichen Ecke unſers Schutzgebietes beſchieden. Der energiſche Miſſionsbiſchof Steere gründete dort 1876 in Maſaſi die erſte Niederlaſſung mit Hülfe von befreiten Sklaven. Sie ſollte aber nur eine Station auf dem Wege nach dem Innern werden, wo bald am Nyaſſaſee ein drittes hoffnungsvolles Miſſionsfeld in Angriff genommen wurde, das jedoch in der portugieſiſchen Intereſſenſphäre liegt. Gleichwohl iſt der Rovumadiſtrikt nicht wieder aufgegeben worden.

Neben Maſaſi ſind nach und nach fünf Zweigſtationen entſtanden, Mdua, Chitangali, Newala, Lumanga und Miwa. Die Arbeit geht langſam vorwärts. Als ein Zeichen dafür darf man die Erfahrungen anſehen, die der Miſſionsbiſchof vor einigen Jahren mit Männern an Maſaſi hat. Derſelbe reiſte nach dem Nyaſſaſee und nahm acht Zöglinge der Miſſion als Träger mit, die zum Teil getauft waren, zum Teil aber noch in der Vorbereitung ſtanden. Ihr Verhalten auf der Reiſe war durchaus lobenswert; während die Träger den Reiſenden ſonſt unendlich viel Not machen, fand der Biſchof an dieſen Leuten nichts zu tadeln. Einige von ihnen halfen ſpäter am Nyaſſa beim Bau der Kirche auf der Inſel Likoma. Den jüngſten Nachrichten zufolge konnte in dieſer Miſſion bereits der erſte Afrikaner

die Ordination empfangen. Die Zahl der europäischen Missionare beträgt sechs.

Wir verlassen damit die Universitätenmission, die sich, nebenbei bemerkt, immer des besten Entgegenkommens von seiten unserer Kolonialverwaltung zu erfreuen gehabt hat und wenden uns den Bestrebungen der Londoner-Mission zu, deren Entstehen zwar älteren Datums ist, die aber nach Ostafrika zu gehen auch erst durch Livingstone veranlaßt wurde. Derselbe hatte seiner Zeit in Südafrika dieser Missionsgesellschaft gedient, so war es ganz natürlich, daß sein Ruf, Innerafrika erlösen zu helfen, auch in diesen Kreisen lebhaften Wiederhall fand. Man entschloß sich, durch einige außergewöhnliche große Gaben ermutigt, geraden Wegs auf Udschidschi am Tanganjika-See loszugehn. Es war 1877, als sich der erfahrene Missionar Price an der Spitze einer wohlausgerüsteten Karawane von London aufmachte. Die Reise, die er vorhatte, war damals noch ein unerhörtes Wagnis; galt es doch nicht bloß auf den Wegen des Afrikaforschers zu gehen, sondern auch die Ausrüstung für eine bleibende Niederlassung mitzunehmen. Die Route, welche Herr v. Wissmann jetzt nach dem gleichen Ziele benutzen will, war damals noch nicht gangbar. So mußte man die Reise von Sansibar aus über Land versuchen. Und sie ward ausgeführt trotz all der Schwierigkeiten, die sich den Missionaren entgegenstellten. Ende August 1878 sahen sie zum erstenmale die blauen Fluten des Sees, dessen Ufer nach dem Urteil aller derer, die sie gesehen haben, mit der Lieblichkeit der schönsten Gestade des mittelländischen Meeres wetteifern können. Der Anfang war aber sehr schwer. Ein Teil der Ankömmlinge wurde von den Strapazen der Reise so mitgenommen, daß sie die Ankunft nicht lange überlebten. In dem Dorfe Kigoma bei Udschidschi, wo sie sich niederließen, deckten bald zwei Grabhügel die ersten Opfer dieser Mission. Gleichwohl ließ man sich nicht entmutigen, eine zweite Station wurde auf dem gegenüberliegenden Seeufer in Mtowa errichtet, die aber für uns hier weniger Bedeutung hat, weil sie außerhalb der deutschen Interessensphäre liegt. Um für die Zukunft den Weg von und nach der Küste zu sichern, beschloß man auch eine Niederlassung auf halbem Wege. Man fand dafür einen geeigneten Ort bei den weit und breit geachteten und von

den Nachbarvölkern auch viel gefürchteten Könige Mirambo, der in Stanleys Reiseberichten eine so große Rolle spielte. In ihm fand man einen eingeborenen Fürsten, der es noch wagte, den muhammedanischen Händlern mit kühner Hand entgegenzutreten. Eben diese aber, die Araber, haben sich bisher als das mächtigste Hindernis der Mission erwiesen. Man muß bedenken, daß am Tanganjika wohl der wichtigste Knotenpunkt für die Sklavenkarawanen liegt. Niemand hatte bisher an diesem unzugänglichen Orte das schändliche Treiben der Händler gestört; auch die Missionare durften zunächst nicht wagen, etwas dagegen zu thun. Aber die bloße Gegenwart der weißen Männer, von denen man ahnen mochte, daß sie Berichte über den Sklavenhandel nach der Heimat sandten, wirkte aufreizend auf die Araber. Daher war es nicht zu verwundern, daß sie alles daran setzten, den Missionaren das Leben so sauer als möglich zu machen. Sie hetzten die Eingebornen auf und suchten die, welche mit jenen in Verkehr traten, einzuschüchtern. In diesem Umstande liegt der hauptsächlichste Grund für die bisherige Fruchtlosigkeit der Tanganjika-Mission. Vor einigen Jahren hat sogar Udschidschi, wo noch mehr Gräber zu den beiden obengenannten hinzugekommen sind, als Station aufgegeben werden müssen. Man hat dafür zwei neue Niederlassungen am Südende des Sees errichtet: Niumkorlo, unmittelbar am Seeufer gelegen und Fwambo, einige Meilen weiter südlich an der Stevenson-Straße. Sie gehören aber beide streng genommen nicht mehr zu unserer Übersicht, da sie jenseits der deutschen Grenze liegen. Hoffentlich gelingt es den Missionaren, die im Jahre 1889 auf einer gemeinsamen Konferenz in Niumkorlo trotz der bitteren Erfahrungen unverdrossen weiter zu arbeiten beschlossen, auch an dem deutschen Ufer des Sees wieder Fuß zu fassen. Sie haben ein kleines Dampfbot „Good News" zu ihrer Verfügung, daß ihnen dabei gute Dienste leisten wird. Auch in Urambo haben sie noch nicht viel Früchte sehen dürfen. Der wißbegierige Mirambo, den sie vor allem zu gewinnen hofften, ist 1884 gestorben. Dazu kamen wiederholte Todesfälle der Missionsarbeiter, die immer erst nach einiger Zeit wieder ersetzt werden konnten. Neuerdings hat auch ein Eingeborner das Missionshaus in Brand gesteckt, sodaß der Missionar Shaw und seine Frau kaum das nackte Leben zu retten ver-

mochten. Viel wertvolle Manuſkripte ſind bei dieſer Gelegenheit durch das Feuer zerſtört worden. In neueſter Zeit iſt auf dieſer Station ein Miſſionsarzt angekommen. Man hofft, daß es ihm beſchieden iſt, das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Bis jetzt iſt dieſe Londoner Miſſion offenbar von allen, die in Deutſch-Oſtafrika thätig ſind, die unfruchtbarſte geweſen. Eine größere Entfaltung der deutſchen Macht im Tanganjika-Gebiete wird darin hoffentlich Wandel ſchaffen.

Mit unvergleichlich größerem Erfolge unternahm die engliſche Kirchliche Miſſionsgeſellſchaft einen ähnlichen Schritt in das oſtafrikaniſche Seengebiet. Sie folgte dem Rufe Stanleys, als dieſer ſich bei ſeiner Durchquerung Afrikas im Jahre 1875 längere Zeit in Uganda aufhielt. Seine begeiſterten Schilderungen von dieſem Lande und ſeine Mitteilungen über die Willigkeit des Königs Mteſa, das Chriſtenthum anzunehmen, riefen in England eine großartige Begeiſterung für eine Miſſionsniederlaſſung am Viktoria-Nyanza hervor; zumal in den Kreiſen, die vor Jahrzehnten Krapf und Rebmann ausgeſandt hatten. Die namhaften Geldſummen, welche ein ſo weitausſchauendes Unternehmen forderte, waren bald beiſammen und faſt ebenſo ſchnell fanden ſich auch die Männer, die ſich dem gefahrvollen Werke widmen wollten. Man konnte zwei Wege nach Uganda einſchlagen, die Nilroute oder den Landweg auf den Karawanenſtraßen durch das jetzige Deutſch-Oſtafrika. Beide Reiſewege ſind von den Sendboten der Kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft benutzt worden, in den meiſten Fällen aber der letztere. Die Uganda-Miſſion hat manche Enttäuſchungen gebracht; ſo ließ ſich z. B. Mteſa durchaus nicht ſo leicht für das Chriſtentum gewinnen, wie Stanley verheißen hatte; er iſt als Heide geſtorben. Aber trotzdem hat die evangeliſche Miſſion bei dem überaus empfänglichen Volke eine Zeit lang die ſchönſten Triumphe gefeiert, bis es durch das Eindringen römiſcher Prieſter zu jenen widerwärtigen Streitereien kam, die ſelbſt durch die ſchweren Chriſtenverfolgungen, unter denen beide Konfeſſionen zu leiden hatten, nicht überwunden wurden und neuerdings geradezu in einen Religionskrieg ausgeartet ſind. Die römiſchen Miſſionare haben ſich bei dieſer Gelegenheit in einem überaus kläglichen Lichte gezeigt, die

Akten der Uganda-Miſſion bilden in ihrer zweiten Hälfte faſt eine einzige große Anklage gegen dieſelben. Für uns kommt Uganda hier nur als das letzte Glied in einer ganzen Kette von Miſſionsſtationen in Betracht, die ſämtlich auf deutſchem Gebiete liegen. Mambojo, Mpwapwa, Kiſokwe, Uyui, Uſambiro (früher Mſala) und Naſa, das iſt eine Reihe von Namen, mit denen eine hochintereſſante Geſchichte verknüpft iſt. In ihr iſt Krapfs Traum ſchon halb zur Wirklichkeit geworden. Wegen der Gefahren, die mit einer vereinzelten Miſſionsniederlaſſung am fernen Viktoria-Nyanza verbunden ſein mußten, nahm man bei der erſten Ausſendung der Ugandamiſſion ſogleich die Gründung von einer Anzahl Unterwegsſtationen in Ausſicht. Sie ſollten den nachfolgenden Verſtärkungen als Reiſeerleichterung dienen, einen möglichſt ſicheren und regelmäßigen Nachrichtenverkehr mit der Küſte vermitteln, aber auch in Zeiten der Gefahr eine Zufluchtsſtätte für die im Innern vorgeſchobenen Poſten bilden. Hauptſächlich Uſambiro am Südende des Viktoria-Nyanza hat dem letzteren Zwecke dienen müſſen.

Es kamen Zeiten, wo der Beſitz dieſer Station, die von Uganda aus per Schiff in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erreichen iſt, ſich überaus wertvoll erwies. Hier konnten die aus England neu ankommenden Miſſionare warten, wenn der mißtrauiſche König Muanga, Mteſas Nachfolger, zögerte, die Erlaubnis zu ihrem Eintritt in Uganda zu geben. Hierher konnten ſich die vielgeplagten Miſſionare zurückziehen, als die Araber einmal die Macht in die Hände bekommen und ſämtliche Chriſten aus Uganda vertrieben hatten. Wir haben ziemlich ausführliche Quellen über das Leben, das damals in Uſambiro geführt wurde: das Tagebuch des bekannten Mackay, des größten Miſſionars, der bisher in Deutſch-Oſtafrika gewirkt hat. Aus ſeiner im vorigen Jahre auch in deutſcher Sprache erſchienenen Biographie erſieht man, daß dieſer rührige Mann auch die Nöte der Verbannungszeiten zum Guten zu wenden wußte. Er ſchreibt im Dezember 1888: „Viele Chriſten ſind in den jüngſt ausgebrochenen Unruhen von Uganda geflohen und haben ſich uns zugeſellt. Ich laſſe ſie arbeiten, damit ſie ihre Kleider und ihr Eſſen verdienen, etwas ganz neues für ſie, aber ſehr vorteilhaft für die Disziplin. Wir

hacken jetzt den Boden und säen ein. Einstweilen regnet es und wird hoffentlich noch länger regnen. Wenn man so viele Menschen zu unterhalten hat, fällt das ins Gewicht. Die Leute von Uganda, welche zu uns gekommen sind, werden nach besten Kräften von Gordon und mir unterrichtet. Sie sind lernbegierig und ihr Betragen ist musterhaft. Wir hoffen, daß der Herr sie einst zu rechten Lehrern ihrer Landsleute werden läßt, wenn sie wieder zurückkehren dürfen. Einige unter ihnen lesen sehr gut und werden beim Übersetzen gute Dienste leisten können .... Es macht mir viel Freude, täglich in der Bibelkunde zu unterrichten, die Sprache ist mir jetzt geläufig und die Arbeit sehr erfrischend, nach den Handwerksarbeiten, die so viel von meiner Zeit in Anspruch nehmen, eine wahre Erholung." Die Wißbegierde der vertriebenen Ugandachristen, an der sich Mackay in der Verbannung zu Usambiro erfreute, fiel auch dem Bischof Tucker sehr auf, als er 1890 diese Mission visitierte. Er berichtet z. B., daß das Verlangen der eingeborenen Christen nach einem ins Kisuaheli übersetzte neue Testament ihn höchst überrascht habe; ein Mann arbeite willig drei Monate lang, wenn er als Lohn ein einziges Exemplar davon erlangen könnte. Als die verbannten Christen nach Uganda zurückkehren konnten, wurde es wieder still in Usambiro, die umwohnende Bevölkerung scheint noch wenig Verbindung mit den Missionaren angeknüpft zu haben. Hoffnungsvoller sind dafür die Aussichten in der Station Nasa am Spekegolf; sie ist in den letzten Jahren reichlicher mit Missionsarbeitern besetzt worden. Missionsgräber giebt es aber auch in diesem Teile von Deutsch-Ostafrika schon in größerer Anzahl zu pflegen. Gerade dieses Missionsfeld hat unter anderen schon zwei Bischöfen der Kirchlichen Missionsgesellschaft das Leben gekostet.

Unabhängig von den Schicksalen der Ugandamission blieben die oben genannten Stationen derselben Gesellschaft in den Landschaften Usagara und Unianiembe. Sie bestanden alle schon etwa zehn Jahre, als der Araberaufstand an der Küste ausbrach und hatten eine stille und gesegnete Entwickelung gehabt. Die politischen Unruhen haben da, mit Ausnahme von dem weiter im Innern gelegenen Uyui, störend eingewirkt. Ein Teil der Missionare wurde sogar durch die deutschen und englischen Behörden veranlaßt, eine

Zeit lang das Land zu verlaſſen, doch iſt auch damals keine der zugehörigen Stationen ganz ohne Miſſionare geweſen. Sie erlebten die Freude, daß die Eingeborenen ſich ſehr anhänglich zeigten, ſie zu bleiben baten und ſich zu ihrem Schutze erboten. Jetzt, nachdem die Unruhen vorüber ſind, finden ſie eine größere Empfänglichkeit für das Evangelium, als vorher. Biſchof Tucker fand auf ſeiner eben erwähnten Viſitationsreiſe beſonders in Kiſokwe viel Entgegenkommen. Er empfiehlt den Bau einer neuen, größeren Kirche für dieſen Ort, da die alte nicht ausreicht, die Kirchgänger zu faſſen. An dem Sonntage, an dem er Kiſokwe beſuchte, war das Gotteshaus gedrängt voll und nach Beendigung des Gottesdienſtes ſtanden ſchon wieder über 90 Leute draußen, für die ein zweiter Gottesdienſt gehalten werden mußte. Leider fehlen uns ſtatiſtiſche Nachweiſe für die Zahl der zugehörigen Chriſten, die offenbar nicht unbeträchtlich iſt.

Nicht unerwähnt mag ſchließlich die jüngſte Niederlaſſung zu Moſchi im Dſchaggalande bleiben. Sie liegt in einer herrlichen Gegend am Südabhange des Kilimandſcharo und kann wegen ihrer hohen Gebirgslage wohl mit der Zeit einmal die Geſundheitsſtation für die im Flachlande arbeitenden Miſſionare werden. Im Jahre 1885 entſtanden, hat ſie noch nicht viel Erfolge aufzuweiſen. Der Herrſcher Mandara, der ſeiner Zeit durch eine nach Berlin geſchickte Geſandtſchaft bei uns viel von ſich reden machte, iſt bisher durchaus kein Förderer der Miſſion geweſen. Aus Furcht vor ihm wagen es viele ſeiner Unterthanen nicht, ſich zu den Miſſionaren zu halten, denen ſie übrigens ſehr freundlich geſinnt ſind. Nur eine Anzahl Kinder kommen regelmäßig zum Unterricht. Dr. Peters, der ſich längere Zeit in der Nähe aufhielt, urteilt recht begeiſtert über das Dſchaggaland als Miſſionsgebiet. Er ſchrieb am Ende des vorigen Jahres an eine deutſche Miſſionsgeſellſchaft: „Hier am Kilimandſcharo iſt ein ſegensreiches Stück Arbeitsfeld für Sie. Die Bevölkerung iſt begierig, die ſeltſame Kunde vom Gott der Europäer zu vernehmen. Sie erinnert mich in mancherlei Weiſe an Uganda: derſelbe Drang, ſich dem Europäertume aufzuſchließen.“ Er wird die Dinge wohl in einem zu roſigen Lichte anſehen. Sein Schlußſatz läßt vermuten, daß er Chriſtentum und Europäertum miteinander verwechſelt. Wir glauben es

gern, daß die Dschaggaleute nach dem letzteren lüstern geworden sind, das genügt aber einer evangelischen Mission nicht, um ihnen den Zugang zur christlichen Kirche zu gewähren. Dr. Peters wird da wohl bei den mit ihm befreundeten römischen Patres, die auch in Moschi schon den evangelischen Missionaren gefolgt sind, willigere Helfershelfer finden.

Für alle die erwähnten Missionare englischer Zunge ist Sansibar der natürliche Ausgangspunkt gewesen und wird es wohl auch in Zukunft bleiben. Jede Gesellschaft hat dort ihren Vertreter. Als Missionsstation kommt die Insel kaum in betracht mit Ausnahme der Universitäten-Mission, die eine prächtige Kirche und bedeutende Erziehungsanstalten dort unterhält. Die anderen Gesellschaften haben meist nur Agenten, die für einen schnellen und bequemen Verkehr mit der Heimat Sorge tragen.

Hiermit ist unser Überblick über die englischen Missionen in Deutsch-Ostafrika erschöpft; sie haben sämtlich schon vor der deutschen Besitzergreifung bestanden und seitdem keine nennenswerte Ausdehnung erfahren. Wir gehen nun weiter zu den

neuen (deutschen) Missionsunternehmungen.

Hier haben wir es mit lauter jungen Pflanzungen zu thun, die noch nicht einmal die ersten Früchte tragen, was man wegen der Kürze der Zeit billigerweise auch nicht erwarten kann. Von ihnen war die deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft (Berlin III) zuerst auf dem Plan. Sie ist erst ebenso alt, wie Deutsch-Ostafrika. Im Sturm und Drang der ersten Begeisterung wurde sie gegründet und erschien damals fast als eine Unterabteilung der Kolonialgesellschaft. Es ist darum kaum zu verwundern, daß sie in den ersten Jahren die nüchterne Klarheit der alten erfahrenen Missionsgesellschaften vermissen ließ und einiges Lehrgeld hat zahlen müssen. In Sansibar befand sich ihre erste Niederlassung, die jedoch nach dem deutsch-englischen Vertrage sogleich aufgehoben und nach Dar-es-Salaam verlegt wurde. Hier war schon vor dem Araberaufstande vom Missionar Greiner ein Haus gebaut und ein Garten angelegt worden. An Arbeit für den Missionar und seine Gehilfen fehlte es nicht, denn kaum waren die Baulichkeiten

beendet, so lieferte die deutsche Flotte eine Anzahl der durch die Blokade befreiten Negerkinder bei ihnen ab; diese galt es zu erziehen und zu unterrichten. Da brach plötzlich der Aufstand aus; er zwang die Missionsgeschwister zum Verlassen der Station und ließ nur ein ausgeplündertes und in Trümmer gelegtes Haus zurück. Nachdem Greiner während der unruhigen Zeit in Sansibar eine vorübergehende Zufluchtsstätte gefunden hatte, zog er Ende 1889 wieder in Dar-es-Salaam ein; bald folgten ihm alle Angehörigen seiner Mission dorthin.

Dar-es-Salaam, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika, ist nicht bloß der wichtigste, sondern auch der schönste unter allen Hafenorten unsers Gebiets. Das Immanuelskap, Greiners Missionsniederlassung, gilt wieder als das schönste Stück des ganzen Ortes. Es liegt auf einer Halbinsel, die dem geräumigen, stillen Hafen vorgelagert ist und nur eine schmale Einfahrt freiläßt. Hier hat die Mission ein Grundstück von großem Umfange angekauft. Kokospalmen zieren den Strand, während eine Anzahl Mango- und Affenbrotbäume den in Afrika doppelt willkommenen Schatten liefern. Unter ihnen erstand bald nach Greiners Rückkehr das stattliche Missionshaus wieder aus seinen Trümmern. Es besteht aus zwei hohen, ganz dem tropischen Klima gemäß eingerichteten Stockwerken. Die unteren Räume können aus Gesundheitsrücksichten von den Europäern nicht bewohnt werden, sie dienen vorzugsweise Wirtschaftszwecken. Im oberen Stockwerke, aus dessen Fenstern man einen herrlichen Ausblick auf den Hafen und das Meer hat, liegt der Betsaal und die Wohnräume. Das Gebäude, welches als eine Zierde Dar-es-Salaams gilt, ist ganz Greiners Werk, der auf seinen Bau mit großer Selbstverleugnung die ersten Jahre seines ostafrikanischen Aufenthalts verwandt hat. Nun ist es der Sitz der verschiedenartigen Bestrebungen, die von der deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft ausgehen. Dieselbe hat sich von Anfang an nicht auf die reine Missionsthätigkeit beschränken wollen, sondern auch gleich die Krankenpflege (Diakonie) in ihr Programm aufgenommen. Man hat ihr diese Vermischung verschiedenartiger Bestrebungen vielfach zum Vorwurfe gemacht, zumal da es ihr im Anfange in Sansibar an dem nötigen geschulten Personal fehlte. Aber sie ist dabei geblieben und errichtet ein großes Krankenhaus

neben dem Missionshause. An Menschenkräften fehlt es ihr nicht, seitdem in der Heimat die Verbindung mit der Bielefelder Anstalt für Diakonen und Diakonissen zustande gekommen ist. Außerdem aber hat sich die Missionsgesellschaft in Dar-es-Salaam noch eine dritte Aufgabe gestellt, die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen, von denen sich eine nicht kleine Zahl als Verwaltungsbeamte und Militärpersonen hier aufhalten. Es sollte eigentlich eine Ehrensache der heimatlichen Kirche sein, für diese ihre Glieder in der Diaspora eine Seelsorge zu schaffen. Solange das noch nicht geschieht, wird man der Missionsgesellschaft für ihre Aushilfe dankbar sein müssen. Die eigentliche Missionsarbeit auf der von der Stadt etwas abgelegenen Station ist noch ziemlich unbedeutend. Sie beschränkt sich zur Zeit in der Hauptsache auf die Erziehung befreiter Sklaven, die der Mission in größerer Anzahl zugewiesen worden sind. Die Besetzung mit europäischen Missionsarbeitern ist gegenwärtig eine völlig ausreichende; es sind dort: ein Pastor, ein Missionar, drei Diakonen und ein Gehilfe, außerdem vier Frauen bezw. Schwestern. Man geht damit um, weiter landeinwärts auf den Pugubergen eine Zweigstation anzulegen. Greiner hat zu diesem Zwecke jüngst mit dem Gouverneur eine Reise in das Innere von Usaramo gemacht. Dort hofft man bald an einem geeigneten Orte anfangen und in größerer Stille, als in der Hafenstadt, wirken zu können. Kisserawe ist bis jetzt dazu ausersehen.

Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß sich in Dar-es-Salaam auch eine Station des „deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien“ befindet.

Eine zweite Hauptstation wurde vor zwei Jahren in Tanga, einer im Norden unserer Kolonie gelegenen Hafenstadt von 4—5000 Einwohnern, gegründet. Man wählte es aus Rücksicht auf die Bedeutung, die die Kolonialregierung und die deutsche Ansiedelung diesem Handelsplatze gegeben hat. Auch sprach der Umstand dafür, daß hier verhältnismäßig wenig Araber wohnen, die selbst an der Küste der Mission noch viele Hindernisse bereiten. Der Missionar Krämer hat auch hier für die Missionsstation ein prächtiges Grundstück gefunden. Er schreibt selbst davon: „Alle Leute sind über meinen Platz entzückt. Das Haus, ziemlich hoch gelegen, ist etwa hundert Schritt vom Hafen entfernt. Eine schnur-

gerade Chauſſee führt von der Vorderfront des Hauſes nach dem Hafen. Da, wo die Straße in den Hafen mündet, ſtehen zu beiden Seiten des Wegs zwei mächtige Affenbrotbäume, die wie hehre Wächter in den Hafen hineinſchauen. Auf beiden Seiten iſt der Weg mit Bananen und Ananas bepflanzt und zwar mit eigener Hand. Von der Hinterfront des Hauſes geht ebenfalls eine Allee, wenn auch noch nicht beſchattet von Mangobäumen (das kann man in der kurzen Zeit noch nicht haben), wohl aber von Palmen, Bananen und Ananas, welche dann in einen kleinen Park mündet." Auf dieſem ſchönen und ziemlich umfangreichen Grundſtück wünſcht Krämer ſobald als möglich eine Kirche zu bauen. Das Haus reicht für ſeine Miſſionszwecke offenbar nicht aus. Mit beſonderer Liebe gab er ſich von Anfang an dem Unterricht der Kinder hin, die aus der Stadt zu ihm kommen. Jetzt wird ihm dieſe Arbeit zum Teil von einem Gehilfen abgenommen, den ihm die Miſſionsleitung vor Jahresfriſt ſchickte. Er erſpart dadurch Zeit und Kraft für die Miſſionsarbeit an den Älteren, beſonders für die Gottesdienſte, die aus allen Schichten der Bevölkerung gut beſucht werden.

Auch hier iſt die kirchliche Verſorgung der am Orte wohnenden Europäer — es mögen deren ca. dreißig ſein — noch mit der Miſſion verbunden.

Die um Tanga liegenden Ortſchaften haben ſich nicht unempfänglich für die Predigt des Evangeliums gezeigt. In einem Dorfe, mit Namen Jadje, ſcheint eine Filialſtation entſtehen zu wollen. Der Miſſionar predigte dort eine Zeitlang im Schatten eines großen Baumes und fand dabei ſo aufmerkſame Zuhörer, daß er die Leute zum Bau eines einfachen Predigthauſes aufforderte, was ſie ihm auch zugeſagt haben. Ein eingeborener Chriſt aus der engliſchen Miſſion in Magila leiſtet ihm bei der kirchlichen Verſorgung der ſich bildenden kleinen Gemeinde ſchätzbare Dienſte.

Tanga hat Ausſicht, der Ausgangspunkt einer Eiſenbahn nach dem Innern zu werden. Aus dieſem Grunde gewinnt es ſpäter wahrſcheinlich noch eine ganz beſondere Bedeutung für die Miſſionsthätigkeit. Es werden mit der Bauthätigkeit freilich der Miſſion zunächſt neue Schwierigkeiten erwachſen. In der nächſten Zeit iſt auch hier die Errichtung eines Krankenhauſes geplant.

Mit der Gründung einer dritten Station hat man von Tanga aus schon den ersten Schritt im Innern gethan. Es ist Hohenfriedeberg bei Mlalo, im Lande der Waschamba gelegen. Der dortige Häuptling Si Kiniassi hat sich seit dem vorigen Sommer, wo die beiden Missionare Wohlrab und Johannsen die ersten Beziehungen zu ihm anknüpften, fortgesetzt als ein Freund und Förderer des Missionswerks bewiesen. Er schickte sogar seinen Sohn mit vielen Leuten von Mlalo nach Tanga, um die Europäer mit ihrem Gepäck abzuholen. Ein in herrlicher Berglandschaft gesund und günstig gelegener Hügel ward zur Niederlassung ausersehen und von Si Kiniassi bereitwilligst geschenkt. Mit Hilfe eines Gärtners haben ihn die Missionare bereits zu einer christlichen Station umgewandelt. Auf der Höhe erstand in kurzer Zeit eine bescheidene Kirche, ein Wohnhaus für die Europäer und ein kleineres Gebäude für Negerwohnungen und Wirtschaftszwecke. An den Abhängen des Hügels aber sind Baum- und Gemüseanpflanzungen angelegt worden, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Die Bevölkerung ist in jeder Hinsicht entgegenkommend. An den Sonntagen, wo die Arbeiten auf der Station eingestellt werden, sehen die Missionare immer zahlreiche Besucher bei sich. Natürlich bildete die fremde Sprache in den ersten Monaten ein Hindernis für den regen Gedankenaustausch. So beschränkten sie sich darauf, den Eingebornen biblische Bilder zu zeigen und die Erklärung im Kisuaheli beizufügen, die ein Dolmetscher dann in die Sprache des Landes übertrug. Allmälig sind sie im Sprachstudium aber soweit gekommen, daß sie selbst sich zur Not verständlich machen können. Von den Gängen in die benachbarten Ortschaften kehrten sie bisher immer sehr befriedigt zurück. Ein Versuch, die Kinder zur Schule zu bekommen, ist dagegen noch nicht geglückt. Die isolierte Lage von Hohenfriedeberg, das ein Stück von den nächsten Dörfern entfernt liegt, mag daran Schuld sein. Ganz überraschend ist das Verlangen der benachbarten Stämme, deren Vertreter wiederholt ausgesprochen haben, daß sie auch gern Missionare bei sich sehen würden. Es ist ihnen klar gemacht worden, daß es sich bei der Mission nicht etwa um irgendwelche äußere Vorteile handelt, aber sie blieben dabei, „die Sache Jesu“ haben zu wollen. Wenn nicht alles trügt, bietet sich hier gute

Gelegenheit, mit der Errichtung von Stationen nach dem Kilimandscharo hin fortzufahren.

Sowohl in Dar-es-Salaam, wie in Tanga und Hohenfriedeberg haben noch keine Heidentaufen stattgefunden; im Taufunterricht befinden sich aber einige Personen. Römische Missionare hätten sicherlich schon längst getauft. In der evangelischen Mission ist man dagegen vorsichtiger beim Gebrauch des Sakraments.

Außer der jungen deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft haben sich in der neuesten Zeit noch zwei ältere deutsche Gesellschaften im Kolonialgebiete niedergelassen, die Brüdergemeine und Berlin I. Sie haben einen gemeinsamen Plan für den Beginn der Arbeit entworfen. Der Ort ihrer Wahl liegt fern von der Küste im Berglande am Nordende des Nyassasees. Dort kommen sie zu Völkern, die noch nicht vom Strudel des Kolonialllebens ergriffen sind, bei denen aber, wie ein in der Nähe stationierter schottischer Missionar mitteilte, viel Empfänglichkeit für das Evangelium vorhanden ist. Die beiden Missionsgesellschaften beschlossen, ihre ersten Stationen nahe bei einander anzulegen, damit die Boten der einen denen der andern in Krankheitszeiten oder andern Nöten zur Stütze dienen könnten. Später sollen ihre Wege auseinander gehen. Der 34. Längengrad soll etwa die Grenze bilden, die Berliner wollen sich von da östlich, die Herrnhuter nordwestlich wenden. Die beiden mit großer Sorgfalt zusammengesetzten Reisekarawanen, von denen die der Berliner den erfahrenen Missionssuperintendenten Merensky als Oberhaupt hat, gingen im Frühjahr 1891 fast zu gleicher Zeit aus der Heimat ab und sind auch bald nacheinander am Ziele angelangt. Sie benutzten den von den englischen Missionaren am Nyassa schon viel gebrauchten Wasserweg Sambesi-Schire-Nyassa, wo sie überall einen regelmäßigen Dampfschiffverkehr und auf den zahlreichen Missionsstationen am Wege die liebenswürdigste Gastfreundschaft fanden. Sie erreichten ohne jeglichen Unfall in überraschend schneller Zeit Karonga, die am Nordende des Nyassa gelegenen Kopfstation der Stevensonstraße. Ohne viel Aufenthalt sind sie aus der fieberreichen Niederung am See hinauf in die kühleren Ausläufer des

Livingstone-Gebirgs gezogen. Von Kararamuka, einer halbverlassenen schottischen Missionsniederlassung, aus wurden nach kurzem Suchen geeignete Plätze im Lande der Konde gefunden. Den zuerst gekommenen Herrnhutern wurde am Rungweberge beim Häuptling Makapatile ein freundlicher Empfang zu Teil. Der Ort, der ihnen zur Station gewährt wurde, verbindet mit Fruchtbarkeit, Wasserreichtum und Naturschönheit eine hohe und darum verhältnismäßige gesunde Lage, wie auch eine ziemliche Dichtigkeit der Bevölkerung. Leider mußte es ihre erste Arbeit sein, einen der Ihrigen, der auf dem Wege fast immer fieberkrank gewesen war, zu begraben. Der Gesundheitszustand der andern besserte sich in der Gebirgsluft wieder. Nach einigen Wochen kam auch die von Merensky geführte Missionskarawane an, die in den Reihen der Europäer einige Zuluchristen aus Südafrika zählte. Berlin I. hat dort unter dem den Deutsch-Ostafrikanern stammverwandten Volke schon zahlreiche Missionsgemeinden. Auch sie mußten dem Fieber, von dem sie fast alle gepackt wurden, gleich bei ihrem Eintritt in Afrika ein Opfer bringen. Einer der Missionare ward so elend, daß er sich auf dringenden ärztlichen Rat zur Umkehr entschloß. Die andern erreichten Anfang Oktober glücklich das Land ihrer Sehnsucht. Auch sie wurden von den Eingebornen freundlich willkommen geheißen und siedelten sich auf einem über dem Lufirafluſſe gelegenen Hügel Namens Pipayika an. Zu Ehren ihres langjährigen Direktors, der am Tage der Niederlassung gerade sein Jubiläum feierte, hießen sie die Station Wangemannshöhe. Sie liegt nur einige Stunden von der Niederlassung der Herrnhuter entfernt. So haben denn die drei Herrnhuter Sendboten und die neun Mitglieder der Berliner Missionskarawane von den Gebeten der Missionsgemeinden in der Heimat begleitet ihr Arbeitsfeld betreten. Möge ihrem Werke ein gesegneter Fortgang beschieden sein.

Hiermit ist der Uberblick über die derzeitigen evangelischen Missionsbestrebungen in Deutsch-Ostafrika abgeschlossen. Wir sehen, daß sechs Gesellschaften (drei englische und drei deutsche) in diesem Gebiete thätig sind und 25 Stationen angelegt haben. Wenn man einen Einblick in die Opfer an Menschenleben und Geldmitteln hat, die diese 25 Niederlassungen gekostet haben, so bekommt man Respekt vor der

Zahl. Sieht man sie aber im Hinblick auf die großen, weiten Länderstrecken an, deren Christianisierung ihre Aufgabe ist, so erscheint sie doch immer noch sehr klein. Deutsch-Ostafrika ist ja noch einmal so groß, wie ganz Deutschland. Was haben da 25 Stationen zu bedeuten! Zudem sind jene 25 Punkte nicht einmal gleichmäßig über unser Gebiet verteilt. Im nördlichen und im südlichen Küstenlande finden wir sie verhältnismäßig dicht gesäet, der Karawanenweg nach dem Seengebiete ist auch noch erträglich besetzt, aber etwa die Hälfte von ganz Deutsch-Ostafrika hat keine einzige evangelische Missionsstation aufzuweisen. Vor allem zeichnet sich das ganze Gebiet im Westen längs des Tanganjika-Sees durch eine erschreckende Leere aus, desgleichen die südliche Provinz zwischen den Flüssen Rufidschi und Rovuma. Auch das schöne Gebirgsland zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoria-Nyanza weist noch eine große Lücke auf. Wenn man bedenkt, daß gerade dieser Teil unserer Kolonie in den nächsten Jahren durch die projektierte Eisenbahn dem Verkehr erschlossen werden soll, oder daß der für den Tanganjika-See bestimmte Wissmann-Dampfer bereits unterwegs ist, so erscheinen die leeren Flecke auf der beigefügten Kartenskizze besonderer Beachtung von seiten der Missionsgesellschaften werth. Sie erheben von neuem die Klage: „die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige."

Fragt man nach den Erfolgen, welche die Predigt des Evangeliums bisher erzielt hat, so wird die Antwort ganz ähnlich lauten müssen. Gewiß, es sind Erfolge da. Wir sahen oben bei unserm Rundgange durch die verschiedenen Missionsniederlassungen Kirchen und Schulen, die von den Eingebornen oder doch mit ihrer Hilfe erbaut sind, zahlreich besuchte Gottesdienste und vereinzelt auch eine überraschende Liebe zum Worte Gottes. Wenn man das Leben auf den Stationen ausführlicher beschreiben wollte, würden auch hier und da die Wirkungen der Missionsthätigkeit im Leben der Eingebornen noch viel deutlicher geworden sein, als man es z. B. aus der Zuverlässigkeit der christlichen Reisebegleiter oder der Anhänglichkeit an die Missionare während des Araberaufstands erkennt. Aber diesen kleinen Lichtpunkten stehen doch noch große und tiefe Schatten gegenüber. Was wir jetzt sehen, ist doch nur erst ein kleiner

Anfang. Es ist der ersten Aussaat in den Frühlingstagen zu vergleichen. Wird die Saat gut aufgehen, fröhlich wachsen und reichlich Früchte tragen, oder sind Maifröste und Unwetter, wohl gar eine Fehlernte zu befürchten? Das Schlußkapitel soll die Antwort auf diese Fragen zu geben versuchen.

Hoffen und Bangen.

Unsere Kolonialgeschichte hat trotz der Kürze der Zeit schon ganz verschiedene Stimmungen in den beteiligten Kreisen zu verzeichnen gehabt. Im Anfang ein übermütiges Kraftgefühl, das durch das Gelingen manch kühnen Wagnisses zu bedenklicher Höhe gehoben wurde. Dann aber während des Araberaufstands ein ebenso kräftiger Rückschlag, bei dem die Kolonialbegeisterung zuweilen bis auf den Nullpunkt sank. Seitdem ist es wieder in gesunder Weise bergauf gegangen. Man hütet sich vor allen gewagten Unternehmungen, hält aber das Ergriffene mit Zähigkeit fest. Mit echt deutscher Energie verfolgt man seinen Zweck; das kann man wohl als das Kennzeichen der jetzigen Periode in unserer Kolonialentwickelung ansehen. Es geht in gesunder Weise vorwärts.

Auch in Bezug auf die evangelische Missionsthätigkeit in Deutsch-Ostafrika kann man von einer gesunden Entwickelung reden. Es hat in den Missionskreisen beim ersten Kolonialtaumel nicht an Schwärmern gefehlt, aber sie haben kein Unheil anrichten können. Wir verdanken das hauptsächlich den unermüdlichen Ratschlägen und Warnungen erfahrener Missionsmänner, wie D. Warneck u. a. Dieselben haben zuerst wegen der Unsicherheit der kolonialen Erfolge zu großer Zurückhaltung gemahnt. Und die Erfahrungen mit der Gefährdung vieler Missionsstationen durch Buschiri und seine Horden haben ihnen Recht gegeben. Beim Neubau der kolonialen Einrichtungen aber ist auch die Mission mit zahlreichen Arbeitskräften auf den Plan getreten, und wenn man jetzt von einer gesunden Entwickelung der Kolonialunternehmungen reden darf, so kann man das Gleiche auch von unseren Missionsbestrebungen sagen. Es geht langsam, aber stetig vorwärts.

Das Ende kann denen, die dem Werke der Heidenmission dienen, keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die Verheißungen, die der Herr der Kirche der Missionsarbeit gegeben hat, machen es ihnen zur Gewißheit, daß der Sieg des Kreuzes auch auf dem Boden Ostafrikas nur eine Frage der Zeit ist. Es waren der christlichen Kirche vor 1000 Jahren unter den heidnischen Germanen im Grunde keine geringeren Aufgaben gestellt, als jetzt unter den Negern in Usambara; und sie ist ihnen gerecht geworden. Die Siegeslieder werden in Ostafrika freilich noch lange nicht am Platze sein. In der dortigen Missionsarbeit sind wir jetzt erst etwa an dem Punkte angelangt, wo in der deutschen Kirchengeschichte Bonifatius und Ansgar auftraten. Von ihnen an gerechnet hat es bekanntlich noch mindestens vier Jahrhunderte gedauert, ehe man von einem christlichen Deutschland reden konnte. Nun ist zwar mit Bestimmtheit zu hoffen, daß die Christianisierung Deutsch-Ostafrikas in unserem schnelllebigen Zeitalter in einem viel kürzerem Zeitraume erfolgt, aber das jetzige Geschlecht wird sie ohne Zweifel nicht erleben. Wir denken in dieser Hinsicht nüchterner über die Zukunft der Heidenmission, als gewisse amerikanische Missionskreise, die den Sieg des Evangeliums auf der ganzen Erde beschleunigen möchten, daß die Welt bereits am Anfange des 20. Jahrhunderts als bekehrt gelten soll.

Es lassen sich, menschlich geredet, mancherlei Gründe für einen schnellen Sieg des Christentums in Deutsch-Ostafrika geltend machen.

Der größere Teil des Gebietes steht wie den Forschungsreisenden und Kolonisten, so auch den Missionaren offen. Die Reise in das Seengebiet, die noch vor 25 Jahren die kühnsten Forscher zurückschreckte, wird jetzt jährlich zu verschiedenen Malen von Expeditionen und Missionskarawanen unternommen. Während noch Stanley und seine Nachfolger an der Grenze jedes Negerstammes aufgehalten wurden und in der umständlichsten Weise den Durchgangszoll zahlen mußten, verschwinden diese zeitraubenden Quälereien auf den beliebtesten Reisewegen schon jetzt. Auch an anderen sehr willkommenen Mitteln zur Beschleunigung der Reise wird es nicht lange mehr fehlen. Der erste Teil einer Eisenbahn von Tanga bis zum Victoria Nyanza ist eine beschlossene Sache. In Bukoba

am Weſtufer dieſes Sees iſt eine Schiffswerft entſtanden, auf welcher Fahrzeuge für den Verkehr längs der deutſchen Ufer gebaut werden ſollen. Der Wiſſmann-Dampfer für den Tanganjika-See iſt unterwegs. Alle dieſe Unternehmungen, die von Haus aus nur für weltliche Zwecke beſtimmt ſind, werden auch für die Miſſionsniederlaſſungen von weittragender Bedeutung ſein. Sie müſſen auch in ihrer Weiſe dem Reiche Gottes dienſtbar werden und dazu beitragen, daß das Wort Gottes ſchneller laufe.

Ein anderes Erleichterungsmittel, das die göttliche Vorſehung für die Miſſion geſchaffen hat, iſt die Verkehrsſprache, das Kiſuaheli. Die ſchnelle Ausbreitung des Chriſtentums in der apoſtoliſchen Zeit iſt bekanntlich zum Teil auch dem Umſtande zu danken geweſen, daß die griechiſche Sprache damals in den Ländern von Jeruſalem bis Rom von allen Gebildeten verſtanden wurde. So konnten die erſten Verkündiger des Chriſtentums das ganze damalige Miſſionsfeld bereiſen ohne Sprachſtudien zu machen. Ähnlich liegen die Verhältniſſe in unſerem Kolonialgebiete. Das Kiſuaheli iſt die Verkehrsſprache, die eine Brücke über die verſchiedenen Sprachgebiete der zahlreichen Negerſtämme hinwegbaut, und wenn auch das Volk in ſeinen breiteren Schichten ſie nicht verſteht, zur Anbahnung des Verkehrs genügt ſie doch allenthalben. Faſt auf allen Miſſionsſtationen konnte ſie mit Erfolg bei den erſten Gottesdienſten benutzt werden, zumal da in ihr ſchon die wichtigſten chriſtlichen und kirchlichen Begriffe eine Ausprägung gefunden haben. Das neue Teſtament iſt in dieſe Sprache überſetzt und leiſtet den Miſſionaren die vortrefflichſten Dienſte.

Die eingeborene Bevölkerung hat ſich in der neueſten Zeit ſehr entgegenkommend und empfänglich gezeigt. Bei dem jetzigen Laufe der Dinge war das nicht anders zu erwarten. Die Kulturüberlegenheit der Europäer hat von Grund aus das Vertrauen erſchüttert, das der Neger bisher zu den von den Vätern ererbten Anſchauungen und Gebräuchen hatte; der heidniſche Aberglaube mit ſeiner Macht über die Lebensgewohnheiten gehört auch dazu. Notgedrungen werden ſie ſich nach einem Erſatz für die preisgegebenen religiöſen Anſchauungen umſehen müſſen. Schon dieſer Umſtand erklärt zum guten Teil die freundliche Aufnahme, welche die Miſſionare in Hohenfriedeberg oder in Wange-

mannshöhe und bei Makapalile gefunden haben. In der Umgebung des erstgenannten Ortes geschah es sogar, daß die Boten der benachbarten Volksstämme baten, man möchte auch zu ihnen Lehrer schicken. Das ist eine erfreuliche Erfahrung, die man in den afrikanischen Missionen bisher noch nicht allzu oft gemacht hat. Solche Vorkommnisse müssen auch eine nüchterne Missionsleitung zur Erweiterung ihres Arbeitsfeldes ermutigen und die Missionsfreunde in der Heimat zu vermehrten Leistungen für das Werk anspornen.

Aus alledem wird man den Schluß ziehen dürfen, daß jetzt der Bann gebrochen ist, unter dem einst Krapf und Rebmann seufzten. Eine hoffnungsvolle Missionszeit ist angebrochen, eine Zeit, wie sie die christliche Kirche an anderen Orten der Erde schon wiederholt gefunden und mit dem besten Erfolge benutzt hat. Der Straßburger Professor Lucius hat kürzlich in einer Brochüre die Zukunft der Heidenmission darzulegen gesucht und dabei zum Vergleich auf zwei Geschichtsperioden hingewiesen, die für die Beurteilung der Frage bedeutungsvoll sind. Er sagt: „Sowohl für das römische Reich als für die mittelalterliche Welt ist die Bekehrung zum Christentum eingeleitet und begleitet von der Umsetzung beinahe aller bestehenden Verhältnisse". Und nachdem er das an der Hand der Welt- und Kirchengeschichte nachgewiesen, kommt er zu dem allgemeinen Schlusse: „In der unzweideutigsten Weise lehrt die Geschichte, daß die Bekehrung ganzer Völker zum Christentum nicht einen Vorgang bildet, der unabhängig von andern zustande kommt, sondern daß er immer zusammenfällt mit der Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse d. h. mit dem Zurücktreten und Untergang des Alten, mit dem Aufkommen und Sicheinbürgern eines Neuen." Wenn Lucius recht hat, so läßt sich aus diesem Satze eine Nutzanwendung auf die ostafrikanische Mission machen. Bisher überwog in unsern evangelischen Missionskreisen das Bestreben, die an der Küste wohnenden und durch den Weltverkehr vielfach verdorbenen Neger möglichst zu übergehen und ihr Zelt weiter im Innern bei den „richtigen, noch unverdorbenen Heiden" aufzurichten. Es ist bei der Gründung der ostafrikanischen Missionen in den letzten Jahrzehnten vielfach nach diesem Grundsatze gehandelt worden. Wir können den Missionaren,

die das gethan haben, zutrauen, daß sie ihre guten Gründe hatten, wenn sie so und nicht anders handelten. Aber wenn man aufs Ganze und Große sieht und an die Entwickelung der Missionen in der Zukunft denkt, so dürfte allerdings auch den heidnischen Volksstämmen, die sich zuerst mit der bei ihnen eindringenden europäischen Kultur und der damit zusammenhängenden Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse auseinander zu setzen haben, eine größere Beachtung zu schenken sein. Sollte der Erfolg der Missionsthätigkeit auch bei ihnen in Bezug auf die Einzelbekehrung und die Bildung christlicher Charaktere weniger erfreulich sein, als weiter im Innern, wo die von den Boten des Evangeliums ausgestreute Saat eine größere Stille zum ungestörten Keimen und Aufgehen findet, so würde sich doch die Vernachlässigung der Küstenvölker am schnellsten und am empfindlichsten rächen.

Dieser letztere Gedanke bestimmt offenbar die Kolonialregierung zu ihrem entgegenkommenden Verhalten gegen alle Missionsbestrebungen. Nicht bloß in der Heimat räumt man den Vertretern der Mission eine Stimme im Kolonialrate ein, auch in Deutsch-Ostafrika selbst hören wir von Zeit zu Zeit das Lob derer, die an der Spitze stehen, aus dem Munde der Missionsarbeiter singen. Besonders dem Gouverneur v. Soden wird ein Verständnis für die Mission und das freundlichste Entgegenkommen gegen die Missionare nachgerühmt. Für die Fehlgriffe einzelner Männer, die nur in einem losen Verhältnis der Unterordnung zu ihm stehen, wird man ihn wie überhaupt die Kolonialregierung, wohl nicht verantwortlich machen dürfen. Über Fehlgriffe in der Behandlung der Missionen haben wir allerdings zu klagen. Es sei nur einer genannt: die offenkundige Bevorzugung der römischen Mission. Sie trat schon vor einigen Jahren bei dem Wissmannschen Missionsstreit mit aller Deutlichkeit hervor. Die katholischen Patres wurden da als wahre Muster missionarischer Weisheit gepriesen, während die evangelischen Missionare, die nachweisbar in Afrika viel erfolgreicher gearbeitet haben, als höchst unpraktische, ja sogar gefährliche Leute hingestellt wurden. Herr v. Wissmann empfängt jetzt dafür in dem katholischen Missionsblatt „Gott will es“ (1. Mai 1892) seinen Lohn. Der Pater Acker aus Sansibar rühmt ihn dort „als einen Förderer

unserer heiligen Religion" wegen seines kräftigen Vorgehens im Lande. Auch Dr. Peters, der aus einem evangelischen Pfarrhause stammen soll, hat sich in ganz offenkundiger Weise auf die Seite der römischen Missionare gestellt. So wohnte er z. B. bei seinem Aufenthalte in Uganda nicht bei den evangelischen Missionaren, wie man unbefangenerweise hätte erwarten können, sondern bei den Katholiken. Jene waren allerdings zufälligerweise Engländer von Geburt. Aber die Katholiken standen ihm durch ihre Abstammung sicherlich nicht näher, sie waren — Franzosen. An Gründen für die Bevorzugung der römischen Mission fehlt es ja freilich nicht. Man will sich offenbar damit für die Unterstützung der Kolonialpolitik durch das Zentrum dankbar beweisen. Auch mögen sich die römischen Missionare etwas williger für weltliche und besonders politische Zwecke gebrauchen lassen, als die evangelischen. Wenn darin aber wirklich die Erklärung für das einseitige Verhalten jener Kolonialmänner zu suchen ist, so sollte man das auch ehrlich sagen. Man wird dann freilich auf jener Seite in die Verlegenheit kommen, bei den katholischen Patres etwas zu loben, was man früher bei den Missionaren aufs heftigste tadelte. Wie vielen Verdächtigungen sind doch im Anfange unserer Kolonialzeit die englischen Missionare ausgesetzt gewesen; sie wurden geradezu als politische Agitatoren angesehen, bis sachkundige Männer vor aller Welt die Haltlosigkeit solcher Beschuldigungen darlegten. Bis in die jüngste Zeit herein hat in gewissen Kolonialkreisen die gereizte Stimmung gegen einen Teil der evangelischen Glaubensboten nachgehalten, bloß weil sie Engländer waren. **Es wird darum die Pflicht der deutschen Missionsfreunde bleiben, sich in Wort und Schrift als Brüder der englischen Missionare zu erkennen zu geben und ihre Sache so zu vertreten, als ob es ihre eigene wäre.** Schon die Pflicht der Dankbarkeit muß uns dazu veranlassen. Von englischer Seite hat man unsern deutschen Missionsleuten weder in Indien, noch in Englisch-Ostafrika, noch sonstwo auf der Erde irgendwelche Hindernisse in den Weg gelegt. Im Gegenteil: im wohlverstandenen eigenen Interesse hat die englische Regierung die evangelischen Missionare gewähren lassen und unterstützt, mochten sie kommen, aus welchem Lande sie wollten. Man darf das gute Vertrauen zur Reichsregierung haben, daß sie das in

Deutſch Oſtafrika auch thut und die Grundſätze der Parität gegen die Vertreter beider Konfeſſion mit aller Ehrlichkeit durchzuführen ſucht.

Es fehlt nach dem Geſagten nicht an mancherlei Anzeichen für eine gedeihliche Entwickelung der Miſſionsbeſtrebungen in unſerem Gebiete. Immerhin werden wir gut thun, die Erwartungen auf eine ſchnelle und leichte Ernte nicht zu hoch zu ſpannen. Das oſtafrikaniſche Miſſionsfeld hat auch ſeine Dornen und Diſteln. Eine Hauptſchwierigkeit liegt in der eigenartigen Bevölkerung. Die Orte an der Küſte haben eine aus drei Beſtandteilen zuſammengeſetzte Bewohnerſchaft. Die Neger treten hier hinter den Arabern und Indiern mehr oder weniger zurück. Auf das Gewinnen dieſer beiden aber wird ſich die Miſſion ſchwerlich viel Hoffnung machen dürfen. Wie ſchwer die Muhammedaner zu bekehren ſind, dafür ſind die im Ganzen und Großen bisher unfruchtbaren Bemühungen der Miſſion in den Gebieten des Islam ein zwar ſchmerzlicher, aber deutlicher Beweis. Ganz beſonders wird das von „unſern“ Arabern gelten müſſen, denen durch die chriſtlichen Mächte ihr unſauberes Handwerk gelegt wird. Auch die Indier, die man die Geldleute Oſtafrikas nennen kann, werden den europäiſchen Miſſionar eher mit Mißtrauen als mit Entgegenkommen behandeln. Es wäre möglich, daß man an ſie leichter mit Hilfe von chriſtlichen Eingebornen aus Oſtindien herankäme, von denen ja ſchon eine große Zahl zu chriſtlichen Lehrern und Predigern herangebildet ſind. Sowohl die Leipziger, wie die Basler und die Goßnerſche Miſſion, um nur die deutſchen zu nennen, haben ſolche indiſche Miſſionsgehülfen zur Verfügung. Dagegen dürften der Verkündigung des Evangeliums bei der eigentlichen Urbevölkerung unſeres Kolonialgebiets, den Negern, kaum beſondere Schwierigkeiten erwachſen. Wenn ſie erſt verſtehen werden, was die Miſſionare ihnen bringen, läßt ſich ſogar annehmen, daß ſie dieſelben als ihre Wohlthäter begrüßen. Dieſelben bahnen für ſie ja vor allem Befreiung von dem drückenden Joche der Sklaverei an, das ſie ſo lange gedrückt hat. Aber gerade in der Sklavenfrage liegt wieder eine weitere Erſchwernis für die Miſſionsarbeit. Nicht als ob die evangeliſchen Miſſionare in Verlegenheit kämen, wie ſie ſich zur Sklaverei ſtellen ſollen. Die Ge-

schichte anderer Missionsgebiete mit ihren guten und schlimmen Erfahrungen bei Beseitigung der Sklaverei ist ihnen eine Lehrmeisterin dafür gewesen. Die meisten Schwierigkeiten verursachen der Mission die Anforderungen, die an sie mit der Zuweisung befreiter Sklaven gestellt werden. Die Regierung weiß mit diesen unglücklichen Geschöpfen natürlich nichts anzufangen; sie übergiebt sie daher den Missionaren. Und diese haben sie bereitwillig genommen und werden sie auch fernerhin nehmen. Aber welche Aufgaben erwachsen ihnen aus der Erziehung einer solchen zusammengewürfelten Gesellschaft, deren Sprache sie nicht verstehen, die körperlich und geistig verkommen sind, bei denen alle guten menschlichen Regungen unterdrückt und dafür alle tierischen Instinkte in der häßlichsten Weise ausgebildet zu sein pflegen! Die englischen Missionare haben in Freretown bei Mombas die Arbeit im großen Stile angefaßt und können jetzt leidliche Erfolge aufweisen. Die Erfahrungen aber die sie dabei machen mußten, haben ihre Geduld und Weisheit auf eine harte Probe gestellt. Hoffen wir, daß auf dem deutschen Gebiete die Karawanen der Sklavenhändler bald ganz verschwinden, sodaß der Mission in den kommenden Jahrzehnten nur die dankbarere Aufgabe zufällt, die geknechteten Negervölker unter einer verständigen Regierung allmählich zur christlichen Freiheit hinüberzuführen.

Auch die mit der größeren deutschen Machtentfaltung wachsende Willigkeit der Eingeboren, die Missionare bei sich aufzunehmen und die Religion der Europäer zu der ihrigen zu machen, hat ihre bedenkliche Seite. Es wird offenbar viel fleischlicher Sinn bei den Taufbewerbern mit unterlaufen. Je zahlreicher die letzteren aber werden, umsoweniger genau können es die Missionare mit dem Einzelnen nehmen. Man wird sich ja freuen dürfen, wenn die Leute sich in größerer Anzahl zum Eintritt in die christliche Kirche melden, aber es kann doch nur ein Freuen mit Zittern sein. Die Beobachtungen auf anderen Missionsgebieten haben die evangelische Mission in dieser Hinsicht vorsichtig gemacht. In schweren Zeiten, wie z. B. bei der großen indischen Hungersnot, sind die Heiden in der Regel zu Hunderten herbeigeströmt und haben von den Missionaren zugleich mit der Linderung ihrer Not die Taufe begehrt. Die Missionsgemeinden hatten in solchen Jahren einen überraschend

ſtarken Zuwachs zu verzeichnen. Aber dem Gewinn an Quantität entſprach die Qualität nicht. Die kommenden Jahre brachten in der Regel viele Rückfälle ins Heidentum. Oder wenn ſie in der Gemeinde blieben, machten dieſe leicht gewonnenen Chriſten ihren Lehrern unendliche Mühe mit dem unüberwundenen, nur ſcheinbar abgelegten Heidentum, das ſie in die chriſtliche Kirche mit hereingenommen hatten. Vor einem ſolchen chriſtlich übertünchten Heidentum wird man ſich künftig in unſern oſtafrikaniſchen Miſſionsgemeinden mit aller Sorgfalt zu hüten haben. Es wäre Thorheit, wenn man aus Furcht davor an der offenen Thür, welche die Miſſion dort findet, vorbeigehen wollte, aber der Zug zum Chriſtentum hin, bei dem es doch im Grunde zunächſt auf das Europäertum abgeſehen iſt, ſtellt der Miſſion offenbar eine der ſchwierigſten Aufgaben. Die deutſche Kirche des Mittelalters hat Jahrhunderte gebraucht, ehe ſie ſich nur von den gröbſten Überreſten des heidniſchen Weſens reinigen konnte, das ſie infolge der damaligen Miſſionspraxis, die man auch in gewiſſem Sinne eine Kolonialmiſſion nennen konnte, in ſich aufgenommen hatte.

Leider iſt anzunehmen, daß auch unſere deutſchen Landsleute in Oſtafrika der Ausbreitung des Evangeliums unbewußterweiſe hinderlich ſein werden. Man ſagt, daß wir Deutſche uns in mancher Hinſicht vortrefflich zum Koloniſieren eignen. Wir wollen uns das Lob gefallen laſſen. Aber als Vertreter des Chriſtentums gegenüber dem Heidentum oder dem Islam eignet ſich der Deutſche im allgemeinen offenbar ſehr wenig Jedem chriſtlichen Manne fällt eigentlich in Afrika gewiſſermaßen eine miſſionariſche Aufgabe zu. Und wenn er auch nicht mit Worten für ſeinen Glauben einträte, ſo ſollte er doch mit der That den Beweis liefern, daß ſeine Religion ihn beſſer und glücklicher macht, als die ſeiner Umgebung. Zum wenigſten dürfte man erwarten, daß ſich chriſtliche deutſche Männer da, wo ſie ſich in größerer Anzahl niedergelaſſen haben, zu einer Art kirchlicher Gemeinſchaft verbinden, Gottesdienſte halten, kurz, — ſich einen Erſatz für die kirchlichen Leben in der Heimat verſchaffen. Von den Engländern hört man allenthalben, das ſie ein derartiges Bedürfnis fühlen und es zu befriedigen ſuchen, von unſeren deutſchen Landsleuten aber faſt niemals.

Das thut uns um ihrer selbst willen leid, aber auch wegen des Eindruckes, den ihr Verhalten auf die Heiden machen muß. Aus Ostafrika hört man hin und wieder sehr wenig erfreuliche Mitteilungen über die religiöse Gleichgültigkeit vieler Kolonisten. Da befand sich z. B. in der Borchertschen Expedition ein gewisser Deutscher, dessen Name ungenannt bleiben mag; er hatte eine muhammedanische Frau geheiratet und war endlich selbst Muhammedaner geworden. Wie muß ein solcher Fall die christliche Kirche in den Augen der Afrikaner herabsetzen! Doch man sagt vielleicht: das ist eine vereinzelte Ausnahme. Wir wollen es hoffen, obwohl die persönlichen Verhältnisse von Emin Pascha, soweit sie bekannt geworden sind, mit diesem Falle eine gewisse Ähnlichkeit haben. Leider ist es aber eine Thatsache, die sich mit unzähligen Beobachtungen belegen läßt, daß die meisten unserer Landsleute durchaus gleichgiltig gegen alle kirchlichen Formen und christlichen Lebensgewohnheiten sind. Unvergeßlich ist uns die beschämende Antwort geblieben, die einmal eine deutsche Missionsgesellschaft aus Sansibar empfing, als sie dort bei den evangelischen Missionen anfragte, ob es ihnen denn genehm wäre, wenn auch die Boten der deutschen evangelischen Kirche dahin kämen. Da schrieb ein englicher Missionar, irren wir nicht, war es der Bischof Smythies, man würde es mit Freuden begrüßen, wenn auch von deutscher Seite das Christentum in Sansibar vertreten würde. Das Verhalten der dort wohnenden Deutschen habe schon viel Anstoß erregt. Die Muhammedaner sähen es mit an, wie die Engländer Sonntags in die protestantische Kirche gingen, die Katholiken besuchten die französische Kirche, nur die Deutschen blieben jedem Gottesdienste fern; es scheine, als glaubten sie überhaupt an keinen Gott. Diese Klage ist hoffentlich jetzt, wo deutsche evangelische Missionare regelmäßig in Dar-es-Salaam und Tanga predigen, nicht mehr in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten. Aber davon, daß das Übel ganz überwunden wäre, kann nicht die Rede sein. Die Gottesdienste in Dar-es-Salaam, wo doch eine ziemlich große Anzahl von Europäern wohnen, scheinen sich keines allzu zahlreichen Besuches zu erfreuen. Wenigstens erwähnten die Herrnhuter Missionare, die dort einen kurzen Aufenthalt hatten, daß sich aus der ganzen deutschen Kolonie kaum Einer an dem betreffenden Sonntage zum Gottes-

dienſte eingefunden hätte. Wenn zu dieſer kirchlichen Gleichgiltigkeit dann auch noch eine ſittliche Laxheit und ein brutales Benehmen gegen die Eingeborenen kommt, wie es auch manchen unſerer Landsleute nachgeſagt wird, ſo wird man allerdings die Europäer, die neben dem Miſſionar unter den Afrikanern leben, in vielen Fällen eher als Hinderer, denn als Förderer des Miſſionswerkes bezeichnen müſſen.

Endlich iſt hier auch ein Übelſtand unter den Glaubensboten ſelbſt zu nennen, nämlich das Zuſammentreffen der evangeliſchen und der katholiſchen Miſſionare. Es iſt traurig, daß darunter die Ausbreitung des Evangeliums zu leiden haben ſoll; aber es iſt eine Thatſache. Wie gut könnten beide ſchiedlich, friedlich ihre Arbeit thun! Auf evangeliſcher Seite fehlt es an Duldſamkeit und Friedensliebe nicht Die Vertreter der verſchiedenen evangeliſchen Miſſionsgeſellſchaften geben viele Beiſpiele brüderlicher Eintracht. Es iſt oben erwähnt worden, daß die Boten der Brüdergemeinde mit den Miſſionaren von Berlin I im beſten Einvernehmen ſich nahe beieinander niedergelaſſen haben. Auch zwiſchen den engliſchen Miſſionen in Uſambara und der deutſchen in Tanga beſteht ein herzlicher, brüderlicher Verkehr. Mit den Römiſchen iſt ein ſolcher aber ganz unmöglich. Ein klaſſiſches Beiſpiel dafür iſt ihr Auftreten in Uganda. Sie kamen dorthin, als die evangeliſchen Miſſionare ſchon einige Jahre da waren. Die letzteren beriefen ſich darauf, daß ſie ſeiner Zeit mit dem friedliebenden Pater Horner in Bagamoyo die Vereinbarung getroffen hatten, die beiden Konfeſſionen ſollten im Innern möglichſt getrennte Wege gehen und ſich keine Konkurrenz machen. Darauf erwiderten die römiſchen Ankömmlinge — ſie ſtanden nebenbei geſagt unter der Aufſicht des Kardinals Lavigerie —: das Abkommen wäre ihnen nicht unbekannt, aber ſie fühlten ſich dadurch nicht gebunden, weil Pater Horner einem anderen Orden angehöre. Welche traurige Rolle ſie bald nach ihrer Ankunft am Hofe des Königs Mteſa geſpielt, wie ſie den evangeliſchen Gottesdienſt geſtört und welcher gehäſſiger Äußerungen gegen die evangeliſchen Miſſionare ſie ſich ſchuldig gemacht haben, das würde man kaum glauben, wenn man es nicht in der obenerwähnten Biographie Mackays von einem Ohrenzeugen Schwarz auf Weiß beſäße. Leider iſt auch in un-

serem Gebiet an einem Orte schon wieder der Keim zu derartigen Verwickelungen gelegt: in Dar-es-Salaam. Nachdem sich dort die evangelische Mission schon einige Jahre lang niedergelassen hatte, siedelten sich am gleichen Orte vor kurzer Zeit die bayerischen Benediktiner an; es liegt, wie man weiß, Grundsatz in diesen Konkurrenz-Niederlassungen: ein päpstliches Rundschreiben an die Missionsbischöfe hat es geradezu empfohlen, neben jeder evangelischen Station eine römische zu errichten. Daß der Sache des Christentums damit nicht gedient wird, liegt auf der Hand. Die Wirren in Uganda liefern einen traurigen Beleg dazu.

So türmen sich ganze Berge von Schwierigkeiten vor den Vorkämpfern der evangelischen Wahrheit in Deutsch-Ostafrika auf. Der Gefahren für Leben und Gesundheit dieser wackern Männer haben wir dabei noch gar nicht einmal gedacht. Das Fieber gehört leider zu den regelmäßigen Gästen in den Missionshäusern, die natürlich viele Bequemlichkeiten entbehren müssen, die sich die gut besoldeten Kolonialbeamten und die noch viel besser gestellten Kaufleute gestatten dürfen. Wir wollen die Totenliste der ostafrikanischen Missionen nicht zusammenstellen; sie würde einen sehr niederschlagenden Eindruck machen. Man wird von der Wahrheit nicht weit abkommen, wenn man sagt, daß von den ausgesendeten Missionaren nach zehn Jahren kaum noch die Hälfte im Dienste ist; die andere Hälfte hat man begraben oder aus zwingenden Gesundheitsrücksichten nach Hause schicken müssen. Aber diese Gefährdung durch das Klima wollen wir hier gar nicht einmal betonen; sie ist in anderen Teilen Afrikas in gleicher Weise vorhanden, wenn nicht in höherem Grade.

Hält man nun nebeneinander, was uns bei der Missionsthätigkeit in unserer Kolonie ermutigt und was uns andererseits die Arbeit erschweren wird, so stellt sich heraus, daß wohl auf keiner von beiden Seiten das Schwergewicht liegen wird. Den Lichtpunkten stehen ungefähr ebenso viele Schattenseiten gegenüber und auch hierbei findet man die alte Erfahrung bestätigt, daß dieselben Verhältnisse, die auf der einen Seite dem Evangelium förderlich sein werden, ihm auf der anderen Seite Schwierigkeiten bereiten.

Aber mag nun die Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika schwer sein oder leicht, sie **muß** gethan werden und sie

wird gethan werden. Gott segne die Männer und Frauen, die mit viel Selbstverleugnung die Hand ans Werk gelegt haben, mit dem sie sowohl dem Reiche Gottes wie unserem irdischen Vaterlande einen Dienst erweisen. Er lasse viel edle Frucht unter ihren Händen wachsen. Aus der heimatlichen Kirche aber erwecke er ihnen viele Nachfolger, damit die evangelische Wahrheit nicht bloß tropfenweise, sondern in Bächen oder lieber in Strömen in das durstige Land hinausfließe, das Gott dem evangelischen Deutschland und also auch unsern Missionskreisen gerade jetzt vor die Füße gelegt hat.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.